AGB
Lb 17
13

Lb 7/13

Lb 17/13

Sammlung der Besten Schriftsteller,

welche die Geschichte, besondere Rechte, Sitten und Gewohnheiten der Völker nach ihren Grundsätzen abgehandelt haben.

Neun und zwanzigster Band.

Schmidts Neuere Geschichte
Dreyzehnter Band.

GYMNAS: BI... BAMBERG

Frankenthal,
im Verlag bey Ludwig Bernhard Friederich Gegels seel. Erben. 1798.

Michael Ignaz Schmidts,
Kaiserl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiserl. Königl. Hausarchivs, und Beysitzers bey der Bücher-Censur-Commission,

Neuere Geschichte der Deutschen.

Aus desselben hinterlassenen Papieren bearbeitet und fortgesetzt

von

Joseph Milbiller,
ehemaligen Professor zu Passau.

Neun und zwanzigster Band.

Kaiser Leopold.

Vom Jahr 1658. bis 1686.

Frankenthal,
im Verlag bey Ludwig Bernhard Friederich Gegels seel. Erben. 1798.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Nach einer Reihe von beynahe vier Jahren erscheinet endlich der dreyzehnte Band der Schmidtischen neuern Geschichte der Deutschen. Bekanntlich hinderte der Tod den Verfasser, dieses Werk zu vollenden: ein Umstand, welcher die Herausgabe der Fortsetzung bisher verzögert hatte, und sie vielleicht für immer würde eingestellet haben, hätte nicht derselbe noch in seinem Leben weislich für die Zukunft gesorgt. Zum Glücke hatte er nicht nur den ganzen Plan

dieses Werkes schon zum voraus entworfen, sondern er hinterließ auch eine Menge roher Materialien, welche, wie einem jeden ohne Schwierigkeit einleuchten wird, um so schätzbarer sind, da er an einem Platze gestanden, wo er aus Quellen hatte schöpfen können, die nicht einem jeden offen sind. Mir wurde das Geschäft anvertrauet, diese Materialien in Ordnung zu bringen, das, was jener nur flüchtig hingeworfen, worauf er hier und da nur mit zweyen Worten hingewiesen, umständlich auszuführen, manche wichtige, zum Zusammenhange des Ganzen gehörige Thatsache, die er nicht angemerkt hatte, hinzuzufügen, kurz, die Schmidtische Geschichte fortzusetzen. Da der selige Hofrath den Weg, den er betretten haben würde, wenn ihn nicht der Tod zu frühe weggeraffet hätte, auf die gedachte Art selbst bezeichnet hatte; so hielt ich es für heilige

Pflicht,

Pflicht, ihm auf dieser Bahn zu folgen, ihm so viel, als es thunlich war, nachzuarbeiten, und nichts von ihm verloren gehen zu lassen. Wenn es auch nichts als rohe, unzusammenhängende Bruchstücke sind, die er hinterließ, wenn er auch hier und da große Lücken gelassen, die erst einer weitläufigen Ergänzung bedürfen, wenn überhaupt sein ganzer Nachlaß von der Art ist, daß derselbe erst mühsam bearbeitet, und ein Ganzes daraus gebildet werden muß; so werden Kenner doch sowohl in dem gegenwärtigen, als in den künftigen Bänden Schmidts Plan und Manier, ja selbst Schmidts Schreibart nicht vermissen; denn obschon manches, was in dieser Geschichte vorkömmt, ganz mein Eigenthum, und es überhaupt eine besonders schwere Sache ist, sich in einen fremden Plan und Ton einzustudieren; so hielt ich doch, damit nicht das Werk eine

zu bunte Gestalt bekomme, für nöthig, auch seine Schreibart so viel, als möglich, nachzuahmen und beyzubehalten. Künftig wird bis zur Vollendung der Geschichte, so weit nämlich, als der selige Hofrath sie fortzusetzen selbst den Vorsatz gehabt hatte, alle Jahre ein Band um Ostern richtig erscheinen.

Milbiller.

Inhalt

des dreyzehnten Bandes.

Siebentes Buch.

Leopolds erste Regierungsjahre.

Seite

Erstes Kapitel.

Bemühungen der Franzosen, die Kaiserwürde vom Hause Oesterreich wegzubringen. Fruchtlose Versuche des Churfürsten von Maynz, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu stiften. Forderungen der Franzosen und Schweden, in Betreff der Kapitulation. Leopolds Wahl. 1

Zwey-

Seite

Zweytes Kapitel.

Errichtung der Rheinischen Allianz. Absichten, welche die Franzosen durch dieselbe zu errreichen suchten. Ende des ordentlichen Reichsdeputationstages. 47

Drittes Kapitel.

Fortgang des Schwedisch-Polnischen Krieges. Friede zu Roschild. Absichten des Königs von Schweden auf Dännemark. Oesterreich-Brandenburgische Allianz. Friede zu Oliva. 59

Viertes Kapitel.

Verfolgung des Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy durch die Türken, und daraus entstandene Unruhen. Krieg des Kaisers mit der Pforte. Anfang des beständigen Reichstages. 80

Fünftes Kapitel.

Anspruch des Königs von Frankreich auf die Spanischen Niederlande, und Krieg des-

Seite

wegen. Fruchtlose Bemühungen des Churfürsten von Maynz, den Frieden zu erhalten. Verhalten der deutschen Reichsstände bey dieser Sache. Kriegsglück der Franzosen. Vermittelung der Streitigkeit durch die Holländer. Friede zu Achen. 116

Sechstes Kapitel.

Errichtung der Trippelallianz. Verbindung des Königs von Frankreich mit den Kronen Engelland und Schweden, dem Churfürsten von Cölln, und dem Bischofe von Münster. Vergeblicher Versuch Ludwigs, den Churfürsten von Brandenburg zu gewinnen. Krieg mit den Holländern. Bündniß des Churfürsten mit denselben. Friede zu Vossen. 135

Siebentes Kapitel.

Kongreß zu Cölln unter Schwedischer Vermittelung. Große Schwierigkeiten bey demselben. Gefangennehmung des Prinzen Wilhelm von Fürstenberg. Trennung des Kongresses. Abtritt des Königs von Engel-

Seite
gelland, des Churfürsten von Cölln, und des Bischofes von Münster von der Rheinischen Allianz mit Frankreich, und Friede derselben mit den Holländern. Neues Bündniß gegen Frankreich. Beschluß eines Reichskrieges. Schwedisch-Brandenburgischer Krieg. 184

Neuere

Neuere
Geschichte der Deutschen.

Siebentes Buch.
Leopolds erste Regierungsjahre.

Erstes Kapitel.

Bemühungen der Franzosen, die Kaiserwürde vom Hause Oesterreich wegzubringen. Fruchtlose Versuche des Churfürsten von Maynz, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu stiften. Forderungen der Franzosen und Schweden in Betreff der Capitulation. Leopolds Wahl.

Kaum hatte Ferdinand der Dritte die Augen geschlossen, als ein in seiner Art einziger Streit über das Reichsvicariat in den Ländern des Rheins, Schwabens, und Fränkischen Rechtes ganz Deutsch-

land in seinen Meinungen theilte, und einen Saamen zum Mißtrauen und zur schädlichen Zwietracht ausstreute. Sowohl der Churfürst von Bayern, als der von der Pfalz maßten sich desselben an; beyde ließen ihre Patente in das Reich ergehen: jener, weil durch den Münsterischen Frieden die Pfälzische Chur sammt allen ihr anhangenden Regalien, Hoheiten, Würden, Vorsitz, Rechten und Gerechtigkeiten, und folglich auch das Vicariat an Bayern sey übertragen worden; dieser, weil vermöge des nämlichen Friedens die Pfalzgrafschaft am Rhein mit allen Rechten ihm sey zurückgestellt worden, wie solche seine Vorfahrer gehabt, welche die Verwaltung des Reichs, oder das Vicariat während der Zwischenzeit vermöge ihrer Pfalzgrafschaft ausgeübt hätten a).

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß beyde Partheyen ihren so ganz entgegen gesetzten Ansprüchen den Westphälischen Frieden zum Grunde legten, und dadurch selbst ein Zeugniß gaben, wie schwankend und unzuverläßig diese wichtige Urkunde sey, wodurch man doch eigentlich alle Schwierigkeiten und Zweifel in Ansehung der Gerechtsamen und Verhältnisse der deutschen Fürsten zu heben, und mit so großem Aufwande von Nachdenken und Mühe eine vollkommene Gewißheit in diesem Punkte herzustellen gesucht

a) Ratione principatus seu comitatus Palatini. *Theatrum Europaeum* T. VIII. p. 4.

gesucht hatte. Am meisten aber ist in diesen und ähnlichen Fällen zu bewundern, daß noch so viele Leute am Leben waren, welche den Frieden selbst schließen geholfen, und entweder sich nicht getraueten, den bestimmten Sinn der streitigen Stellen anzugeben, oder nicht im Stande waren, es zu thun, weil man entweder bey der Schließung des Friedens an solche einzelne Fälle, und an die Möglichkeit solcher Zweifel nicht gedacht, und daher wirklich manches unbestimmt gelassen hat, oder weil die Vorliebe zu dieser oder jener Parthey gerade diejenigen, welche Aufschlüsse über diesen Gegenstand hätten geben können, die Wahrheit nicht sehen ließ, oder endlich, weil die Leidenschaft die streitenden Partheyen selbst unfähig machte, die Wahrheit zu hören, und weil jede nur bemüht war, ihre Lieblingsmeynung geltend zu machen, ohne auf Vorstellungen und Gründe Achtung zu geben. Jeder Theil machte Versuche, seine Patente in den Reichsstädten anheften, und die des andern abreißen zu lassen; jeder wollte nur die unter seinem Siegel ausgefertigten Entscheidungen der Prozesse gelten lassen; jeder suchte durch öffentliche Schriften das Publikum von der Gerechtigkeit seiner Sache zu überzeugen. Daß das Vicariat mehr Verwandtschaft mit der Würde eines Pfalzgrafen, als mit der eines Churfürsten habe; ja, daß man es als historisch erwiesen betrachten konnte, daß es aus der Pfalz-

grafschaft, und nicht aus der Churwürde entsprungen sey, ließ sich nicht wohl läugnen. Ob aber die Westphälischen Friedensstifter sie nicht eher für den Anhang der Churwürde, als der Pfalzgrafschaft angesehen haben, war großem Zweifel unterworfen. Indessen bekam die ohnehin schon zwischen beyden Häusern obwaltende Erbitterung durch diese Streitigkeit einen solchen Zuwachs, daß der Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz, als er am 7ten März 1658. den Wahlberathschlagungen auf dem Römer zu Frankfurt persönlich beywohnte, und der Churbayerische Wahlgesandte, Doktor Oexel, um das Vicariatsrecht für seinen Hof zu vertheidigen, eine in harten Ausdrücken abgefaßte Schrift öffentlich herablas, ihm erstlich zu schweigen geboth, und als derselbe dessen ungeachtet ernstlich fortfuhr, zu lesen, vom Zorn hingerissen, das Dintenfaß auf den Tisch, oder, nach dem Berichte anderer, wohl gar nach ihm selbst warf b). Karl Ludwig hatte auch das Mißvergnügen, zu sehen, daß das Bayerische Vicariat von Chursachsen und dem Kammergericht anerkannt ward.

Während dieser ernsthaften Streitigkeit, wozu noch eine andere zwischen den beyden Churfürsten von Maynz und Cölln über das Recht, den Kaiser zu krönen, gekommen war, näherte sich der Tag zur Wahl. Es war leicht vorauszusehen, daß dieses wichtige

b) *Theatr. Europ.* Tom. VIII. p. 400.

wichtige Geschäft gerade in diesem kritischen Zeitpunkte großen Schwierigkeiten unterworfen seyn, und weitläufige Irrungen verursachen würde. Man konnte wohl voraussehen, daß sich der Erzherzog Leopold, als Erbe des verstorbenen Kaisers, um eine Würde melden werde, welche seine Familie schon durch eine so lange Reihe von Jahren ununterbrochen besessen hatte. Auch war es bekannt genug, daß ein Erzherzog von Oesterreich, zumalen derjenige, der vermöge seines Erbrechts in den Besitz aller von seinem Vater hinterlassenen Staaten trat, vermöge seiner Macht und Verhältnisse wohl im Stande sey, seinem Gesuche einen besondern Nachdruck zu geben. Aber eben darum, weil die Kaiserwürde schon durch eine so lange Reihe von Jahren bey dem Erzhause Oesterreich geblieben, und weil einige Fürsten glaubten, sie würden von ihrer eigenen Größe verlieren, wenn Oesterreich die Seinige behielte, oder wenigstens nicht höher hinanstreben können; arbeiteten sie demselben seit einiger Zeit in allen Stücken, und so auch in der Bewerbung um die Kaiserkrone entgegen. Beweise einer solchen feindseligen Gesinnung hatte man jetzt besonders vom Französischen und Schwedischen Hofe zu erwarten, welche seit der Zeit, da der glückliche Erfolg ihrer Unternehmungen im dreyßigjährigen Kriege ihre Kühnheit vergrößerte, zum Behuf ihres Planes der Denkungsart in Deutschland und beynahe in ganz

Europa eine andere Stimmung gegeben hätten. Eben so wenig Gutes ließ sich von den protestantischen Fürsten hoffen, die ohnehin, nachdem der Westphälische Friede eine so dichte Scheidewand zwischen beyden Religionspartheyen gezogen hatte, eben darum, weil die Katholiken sich seitdem desto enger an Oesterreich anschlossen, desto eifriger durch feste Anhänglichkeit an Oesterreichs Gegner sich zu behaupten suchten. Kaum war daher nach dem Tode Kaisers Ferdinand des Dritten die Nothwendigkeit einer neuen Wahl eingetreten, so regte sich auf einmal alles. Was immer von neuen Feinden vorhanden war, bestrebte sich, wie ein von dieser Sache wohl unterrichteter Schriftsteller versichert, nach allen Kräften, daß doch einmal Oesterreich von seiner hohen Stufe, und von seinem Stolze, wie sie sagten, herab in billige Schranken der Ordnung gebracht werden möchte. An öffentlichen Plätzen und in häuslichen Gesellschaften, überall war diese Sache der Gegenstand des allgemeinen Gespräches; selbst Leute von der niedrigsten Klasse sagten laut und öffentlich: bey dieser Wahlversammlung werde es sich endlich zeigen, ob der Name der Churfürsten wirklich etwas zu bedeuten habe, oder ob, wie man behauptet, Deutschland Oesterreichs Erbtheil sey c).

Der

c) *Wagner* Historia Leopoldi M. Cæs. Aug. Tom. I. p. 26.

Der König von Schweden hatte sogleich nach Ferdinands Tode durch seinen geheimen Rath eine ernstliche Berathschlagung über diesen Gegenstand vornehmen lassen, und man erschöpfte alle möglichen Gründe, um augenscheinlich darzustellen, daß der Erzherzog Leopold von der Kaiserwürde nothwendig müsse ausgeschlossen werden. Der Kaiser Ferdinand, hieß es, habe offenbar den Frieden von Münster verletzt, indem er den Spaniern Hülfe gegen die Franzosen geschickt hat, und man könne nichts anders vermuthen, als daß alle Kaiser aus demselben Hause eben so handeln werden. Es sey Interesse desselben, stäts eine Trennung unter den Reichsständen zu unterhalten, damit es dadurch eine Gelegenheit habe, einen nach dem andern zu unterdrücken, und sich den Besitz der Kaiserwürde auf Kosten der öffentlichen Freyheit zu sichern d). Im Grunde war es aber wohl nicht Eifer für das Beste Deutschlands, welcher die Thätigkeit des Königs von Schweden in dieser Angelegenheit so sehr belebte; es war vielmehr das Privatinteresse. Ferdinand hatte, da Schweden und Pohlen in einen den Oesterreichischen Staaten gefährlichen Krieg mit einander verwickelt waren, noch kurz vor seinem Tode, am 20ten März 1657. ein Bündniß mit den letztern geschlossen, und ihnen Hülfe gegen die erstern versprochen. Auch beschuldigten ihn diese, er habe

d) *Pufendorf* de reb. sub Carolo Gust. gestis L. 4.

Dånemark und Rußland gegen sie aufgewiegelt, und alle möglichen Mittel versucht, eine Vereinigung des Siebenbürgischen Fürsten Ragotzi mit ihnen zu hindern. Aus diesen wahren oder eingebildeten Thatsachen folgerten sie nun, nach ihrer Art zu schließen, ganz zuversichtlich: „Ferdinands Sohn werde nicht ermangeln, den Projekten seines Vaters zu folgen, und Schweden würde, während daß das Erzhaus Oesterreich im Besitze der Kaiserkrone wåre, nie im Genuße der Sicherheit seyn. Auch bloß jener Lånder wegen, welche Schweden in Deutschland besitzt, sey es mehr als irgend eine fremde Macht genöthiget, zu wachen, daß die Wahl auf einen solchen falle, den sein eigenes Interesse zum Frieden geneigt mache."

Voll von diesen Gedanken, schickte der König von Schweden zu gleicher Zeit den Grafen von Slippenbach an den Churfürsten von Brandenburg, und einen andern Gesandten, Snoilski, an die übrigen Churfürsten, um dieselben nach seinen Absichten zu stimmen. Ersterer mußte am Brandenburgischen Hofe die Miene annehmen, als wåre er für sich selbst gekommen, und letzterer erschien in Deutschland unter dem Vorwande, als hätte er bloß den Auftrag, die Churfürsten und Fürsten von der wahren Lage der Sachen in Ansehung des Pohlnischen Krieges zu unterrichten. Indessen hatte er heimlich eine ganz andere Anweisung: „Wo er immer jemand

mand fände, der den Oesterreichern abgeneigt wäre, dem sollte er recht stark zusetzen, sollte ihm darthun, wie die deutsche Freyheit schon so lange Zeit durch sie unterdrückt worden. Nicht ohne Grund seyen ihre Anschläge den Ständen stäts verdächtig gewesen; man habe ja die Eingriffe der Ferdinande so geschwind nicht vergessen können, noch die Uebel, welche der gränzenlose Ehrgeiz derselben über Deutschland gebracht habe; man kenne bereits ihre Kunstgriffe, den Saamen der Zwietracht unter den Reichsgliedern auszustreuen. Wie viel es gekostet habe, die alte Freyheit nur zum Theile wieder zu erhalten, und wie wenig den deutschen Ständen dieses geglücket seyn würde, wenn nicht auswärtige Mächte Hand an das Werk gelegt hätten, und selbst ungeachtet dieser auswärtigen Hülfe würden die Verordnungen des Friedens nicht vollzogen worden seyn, hätten nicht die Schwedischen Feldherren die Waffen bis zum Nürnbergischen Rezeß in den Händen behalten. Auch noch neuerlich habe man den Reichstag verschoben, bis man die Wahl eines Römischen Königs durchgesetzt hatte. Als man dies erhalten, habe man den Beschwerden der Stände dessen ungeachtet nicht abgeholfen, sondern die meisten zur Deputation verwiesen; und auch da sey wenig ausgerichtet worden. Und wenn ja da etwas gethan worden, so habe es meist nur das Privatinteresse des Hauses Oesterreich betroffen. Durch den lang-

wierigen Besitz der Kaiserwürde habe sich dasselbe so viel Ansehen erworben, daß es alle seine Wünsche mit Zerreißung eines jeden Hindernisses durchsetzen konnte, und daß kein Reichsstand Kühnheit oder Macht genug hatte, den Absichten desselben entgegen zu arbeiten e).

Nach eben denselben Maximen handelte der Französische Hof. Der schlaue Staatsminister Mazarin sah wohl ein, daß Frankreich zu keinem guten Frieden mit Spanien würde kommen, oder sein Waffenglück in den Niederlanden nicht weiter treiben können, wenn der Kaiser die Freyheit hätte, diesen Provinzen zu Hülfe zu kommen. Theils aus diesem Grunde, theils aus altem politischen Groll gegen das Erzhaus Oesterreich lag ihm daran, zu wachen, daß die Macht desselben auf keine Weise irgend einen Zuwachs erhalte. In dieser Absicht schickte er eine glänzende Gesandtschaft zum Wahltage nach Frankfurt; nicht etwa, als wollte sich der König in die Wahl mischen, sondern, wie er vorgab, bloß um den Churfürsten gerechte Beschwerden über das Betragen des Erzhauses, welches durch die Theilnahme an dem Spanisch-Französischen Kriege offenbar den Westphälischen Frieden verletzet habe, vorzulegen, und die Abstellung derselben zu fordern. In der That gieng aber, wie es einem jeden leicht in die

e) *Pufendorf* de reb. sub Car. Gust. gest. L. 4. p. 291. seq.

die Augen fiel, die Absicht dieser Gesandtschaft wohl eigentlich auf nichts anders hinaus, als die Ausschließung des Erzherzogs Leopold, oder irgend eines Oesterreichischen Prinzen von der Kaiserwürde zu bewirken.

Um die Gemüther der deutschen Churfürsten und Fürsten zum voraus zu gewinnen, reiseten der Marschall von Gramont, und sein Gefährte Lionne, denen der Minister dieses Geschäft anvertrauet hatte, ehe sie sich an den Ort ihrer Bestimmung begaben, an einige Höfe im Reiche herum. Bey seinem Aufenthalte zu Cölln gelang es dem Marschalle durch seine politischen Kunstgriffe und einschmeichelnden Manieren, durch Geld und durch die Zusage fetter Abteyen und Commenden in Frankreich die beyden dortigen Domherren und Brüder, Franz und Wilhelm Ego, Grafen von Fürstenberg, welche einen unbeschränkten Einfluß auf die Denkart des Churfürsten hatten, auf das engste in sein Interesse zu ziehen. Durch den von Cölln hoffte er darauf auch dessen Vetter, den von Bayern, und vielleicht auch die von Maynz und Trier zu gewinnen. Das Uebrige sollte das Geld thun, welches nach seinem Zeugnisse überall am meisten Eingang zu finden schien f). Von dieser Wahrheit schon vorhinein überzeugt, warteten Gramont und Lionne nicht einmal mit ihren Bestechungen, bis sie Frankfurt erreicht

f) Memoires de *Gramont*, p. 92.

reicht hatten, sondern bezeichneten damit, so zu sagen, ihren Eintritt. Da sie unterwegs den Churfürsten von der Pfalz besuchten, fanden sie ihn zwar dem Erzhause schon zum voraus abgeneigt. Der Groll über das Verfahren Ferdinands mit ihm war noch nicht aus seinem Herzen verschwunden. Er fand sich überdieß beleidiget, daß man ihm, als er das Recht auf Cleve gegen den Churfürsten von Brandenburg mit den Waffen in der Hand zu behaupten suchte, weder von Wien, noch von Brüssel Hülfe geschickt, und ihn von der Theilnahme an dem Bündnisse gegen den König von Schweden ausgeschlossen habe g). Nichts destoweniger versprachen ihm die Französischen Gesandten 90,000 Thaler bey seiner Ankunft zu Frankfurt, 50,000 am ersten Tage des Jahrs, und 40,000 für die drey folgenden Jahre, und suchten ihn durch diese Freygebigkeit in seiner feindlichen Gesinnung wenigstens zu bestärken. Dafür gab ihnen der Churfürst die schriftliche Zusage, in allen Wahlgeschäften immer das zu thun, was sie im Namen des Königs verlangen würden h).

Nachdem dieser erste Versuch gelungen war, trieben sie zu Frankfurt selbst, wo sie mit einer in Deutschland kaum noch gesehenen Pracht ihren Einzug hielten, ihr Wesen mit einer beynahe beyspiellosen

g) *Wagner* Hist. Leop. Cæs. T. I. p. 26.

h) Mémoires de *Gramont*, p. 31.

losen Unverschämtheit. Nur kamen sie anfangs in einige Verlegenheit, weil durch die Spanier einige ihrer Korrespondenzen aufgefangen und bekannt gemacht wurden, welche unter andern das Verzeichniß der ausgetheilten Summen, und der Personen, denen sie theils wirklich waren ausgezahlt, theils versprochen worden, enthielten. Sie erholten sich aber bald von ihrem Schrecken, da sie sahen, daß diejenigen, die es angieng, sich selbst nicht nur nicht schämten, sondern so begierig nach Französischem Gelde waren, als zuvor, so daß, was in den Augen ihrer Gegner ein tödtlicher Streich seyn sollte, für sie kaum eine leichte Wunde war.

Da auf den in dem ganzen Reiche sehr angesehenen Churfürsten von Maynz, Johann Philipp von Schönborn, vieles ankam; bedienten sie sich ihres Zaubermittels in Ansehung der Verwandten desselben in völlerm Maaße, als gegen irgend einen andern. Seinem persönlichen Charakter schmeichelten sie durch die bey jeder Gelegenheit angebrachten Versicherungen von Mazarins hoher Achtung seiner politischen Talente. Johann Philipp, der nach dem Rufe eines großen Staatsmannes geizte, vernahm es mit größtem Vergnügen, daß Mazarin, der zu seiner Zeit für das Muster und Orakel aller Staatsmänner galt, von ihm ein so ehrenvolles Zeugniß ablegte.

Eben so vortreflich wußten sie die übrigen Gesinnungen des Churfürsten zu benützen. Er hegte einen gerechten Stolz, so viel zur Gründung des Westphälischen Friedens beygetragen zu haben, und aus wahrem deutschen Patriotismus wünsche er diesem seinem Werke eine ewige und unerschütterliche Dauer; eben darum aber auch alles entfernt von Deutschland zu sehen, was es in einen abermaligen Krieg, den man sich immer als einen neuen dreyßigjährigen Krieg dachte, verwickeln könnte. Ihrem Vorgeben nach hatte bereits Ferdinand der Dritte durch die Abschickung eines Corps nach Italien den Frieden gebrochen, und den Franzosen Ursache gegeben, den Krieg zu erneuern. Und Leopold, dessen Sohn, hatte die Truppen nicht nur nicht zurückgerufen, sondern auch, nach dem Plane seines Vaters, den Pohlen gegen Frankreichs Alliirten, den König von Schweden, eine Hülfe von 17,000 Mann unter dem Generale Hatzfeld geschickt. Allerdings war es einleuchtend, daß, so lange ein Krieg dieser Art, als der Spanisch-Französische, und der Schwedisch-Pohlnische existirte, Deutschland nie außer Gefahr seyn könne, indem es die Regeln der gesunden Politik nicht gestatteten, daß Oesterreich die benachbarten Pohlen von den Schweden aufreiben ließ.

Da der Churfürst ein so heißes Verlangen nach Frieden zeigte, ließ Mazarin ihm und dem Chur-

fürstli-

fürstlichen Collegium die Vermittelung desselben antragen. Hier traf er gerade wieder eine Saite, welcher von Seite des Churfürsten nichts widerstehen konnte. Die Ehre, ganz Europa durch eigene Bemühung und Einsicht vermittelst eines soliden Friedens zu beruhigen, war für ihn ein unwiderstehlicher Reiz. Indessen sahen nicht nur Mazarins Feinde, sondern auch beynahe alle unpartheyische Leute in diesem Betragen nichts anders, als einen der gewohnten Mazarinischen Kunstgriffe, um die Wahl, wenn er sie je nicht nach seinem Willen lenken konnte, wenigstens so lange, als möglich, verschieben zu machen.

Weit anders dachte der Churfürst. Mit seiner gewohnten patriotischen Wärme sah er den ihm gemachten Vorschlag wirklich für Ernst an, und gab sich alle erdenkliche Mühe, die übrigen Churfürsten zur Uebernehmung der Vermittelung zu stimmen. Hierin erreichte Mazarin seinen Zweck wenigstens so weit, daß er sich den Churfürsten durch seine heuchlerische Friedensliebe überaus geneigt machte. Letzterer jedoch, als ein Mann von großer Weltkenntniß und Erfahrung, sah leicht voraus, daß es schwer seyn werde, das Kaiserthum von dem Hause Oesterreich auf ein anderes zu bringen; und wenn er auch dem Aeußern nach sich als den Mann darstellte, der das Französische Interesse nach seinen Kräften beförderte; so wollte er es doch auch mit

dem

dem Oesterreichischen Hofe nicht verderben, und unterhielt heimlich immer ein gutes Verständniß mit demselben i). Um seine wahren Gesinnungen desto mehr verbergen zu können, sah er es nicht ungern, daß, wenn sein Maynzischer Kanzler Boineburg öffentlich die Französische Parthie nahm, sein Würzburgischer Kanzler Mehl dagegen laut sich für Oesterreich erklärte. Noch mehr sollte seine Freundschaft gegen Oesterreich daraus erhellen, daß er des verstorbenen Kaisers Bruder, Leopold Wilhelm, als dessen Macht bey den Ständen keinen Verdacht erregen konnte, zum Kaiserthum in Vorschlag brachte.

Auf diese Entschließung hatte zugleich noch eine andere politische Betrachtung den meisten Einfluß gehabt. In Europa herrschte damals die allgemeine Meynung, die erstgebohrne Spanische Prinzessin sey für Leopolden bestimmt, und da man die Möglichkeit wohl einsah, daß er vermittelst dieser Vermählung, wenn der König Philipp ohne männliche Erben mit Tode abgieng, König von Spanien werden dürfte, so zitterten viele vor seiner künftigen Macht, welche allzugroß und überwiegend seyn würde, wenn es ihm gelänge, mit der Spanischen Königswürde zugleich die Kaiserliche zu vereinigen. Auch die Schwedischen Minister waren bey ihrer Berathschlagung über die Kaiserwahl auf eben diesen Gedanken verfallen,

i) *Pufendorf* de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Elect. Brand. Lib. 7. §. 31. p. 416.

verfallen, und riethen aus demselben Grunde, man müsse sich dem Gesuche Leopolds um die Kaiserkrone widersetzen k). Der Verfall von Spanien war zwar schon ziemlich beträchtlich, und ließ für Auswärtige weniger befürchten; doch hatte man immer noch von den Mexikanischen und Peruvianischen Reichthümern einen bedenklichen Hinterhalt zu erwarten, welche, wenn man sich die Kriegsmänner Deutschlands und der Oesterreichischen Erbstaaten hinzu dachte, das deutsche Reich, Italien, und vielleicht ganz Europa der größten Gefahr aussetzen konnten.

Nebst diesem wirkte noch ein anderer Grund auf den Churfürsten. Leopold hatte, dem System seines Vaters zufolge, Truppen gegen Schweden nach Pohlen geschickt. Die Einflechtung Deutschlands in einen neuen Krieg, den jener als die unvermeidliche Folge davon ansah, war schon hinreichend, den Erzherzog durch diese Beförderung der Kaiserwürde nicht zu mächtig werden zu lassen.

Johann Philipp war von diesen Ideen so betroffen, daß er bald nach dem Tode des Römischen Königs Ferdinand des Vierten auf den sonderbaren Einfall gerieth, mit Zuziehung des Churfürsten von Kölln dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, der damals Gouverneur der Spanischen Niederlande war, das Kaiserthum anzutragen. Während der Verwaltung derselben,

k) *Pufendorf* de reb. sub Car. Gust. gest. L. 4.

derselben, welche gerade in den noch fortwährenden Krieg zwischen Spanien und Frankreich fiel, hatte sich dieser durch Klugheit, Bescheidenheit, und mehr andere rühmliche Eigenschaften die Achtung von ganz Europa erworben. Von ihm durfte man auch nicht fürchten, daß er Deutschland der geringsten Gefahr eines neuen Krieges aussetzen würde, da er für seine Person gar nicht im Stande war, sich in einen auch nur kleinen Krieg zu mischen. Allein Leopold Wilhelm glaubte die Annahme eines solchen Antrages sey nicht nur dem Besten seines Hauses entgegen, weil leicht daraus Mißtrauen und Zwietracht zwischen den verschiedenen Gliedern desselben entstehen könnte, sondern auch seinem eigenen, weil, wenn ihm auch von seinem Bruder, oder dessen Erben ein eigenes Land zur Unterhaltung seiner Würde sollte eingeräumt werden, er doch nichts anders, als Verweser desselben seyn würde, und als Kaiser seinem eigenen Neffen untergeordnet bleiben müßte Er verbat sich demnach einen Antrag, der mit seinen Gesinnungen so wenig übereinstimmte, legte aber doch bey seiner Herausreise nach Wien bey jedem der drey geistlichen Churfürsten einen Besuch ab. Diese persönliche Bekanntmachung trug vielleicht etwas bey, daß die Churfürsten von Maynz und Kölln nach Ferdinand des Dritten Tode den alten Plan, obwohl derselbe schon einmal mißlungen war, und ungeachtet der entgegen gesetzten Bemühungen

mühungen der Franzosen und Schweden wieder hervor suchten. Der erste Churköllnische Wahlbothschafter, Franz Egon von Fürstenberg, mußte dem Erzherzog in einem Schreiben die Eröffnung davon machen.

Die öffentlich und noch mehr im Stillen geschäftigen Franzosen hatten indessen an einem ganz andern Plane gearbeitet. Anstatt sich mit Nachdenken über ein taugliches, in ihr System passendes Subjekt zur Kaiserwürde den Kopf zu zerbrechen, wollten sie die Sache lieber kurz und gut abthun, und suchten ihren eigenen König auf den Kaiserthron zu erheben. Wirklich hatte dieser schon seit einiger Zeit im ganzen Ernst die Ausführung dieses abentheuerlichen Projekts gewünscht. Als seine Minister, der Graf von Brienne und Herr von Lionne, mit Herrn Lockart, Gesandten des Englischen Protectors Cromwel, ein Bündniß schlossen, mußte dieser in dem vierzehnten Nebenartikel feyerlich versprechen, alle erdenkliche Mittel anzuwenden, damit die Wahl des Römischen Kaisers auf den allerchristlichsten König fallen möge, und aufs wenigste verhindern zu helfen, damit dieselbe auf keinen aus dem Hause Oesterreich oder derselben Alliirten komme 1). Aber selbst der König von Schweden, der doch in Ansehung dieses Gegenstandes, von eben demselben Interesse belebt, gemeinschaftlich mit Frankreich han-

1) *Londorp.* Acta publ. Tom. VIII. p. 52.

delte, sah es ein, daß die deutschen Churfürsten schwerlich würden dahin zu bringen seyn, in die Erhebung eines Fremden, zumal eines Königs von so gefährlicher Politik zu willigen, und rieth ihm, nicht zu voreilig zu Werke zu gehen. Er sollte erst sehen, ob ihm der größte Theil der Churfürsten günstig sey; man müsse sich vorzüglich hüten, daß nicht der vornehmste Zweck, die Oesterreicher von der Kaiserwürde auszuschließen, von der Menge der Kandidaten vereitelt werde m).

Da die Franzosen sahen, daß ihren Absichten in diesem Punkt alles entgegen sey, war ihnen nichts anders übrig, als wenigstens den zweyten Punkt ihres Planes: die Entfernung des Erzhauses Oesterreich von der Kaiserwürde nach Möglichkeit zu betreiben. Um hierin glücklich zu seyn, mußten sie nothwendig einen andern Kronkandidaten aufstellen. Dießmal ward Ferdinand Maria, Churfürst von Bayern, des noch von dem dreyßigjährigen Kriege her berühmten Maximilians Sohn, dazu ausersehen. Auf die Stimmen der übrigen zween geistlichen Churfürsten und des von der Pfalz rechnete Mazarin ohnehin mit Zuversicht; die erforderliche Mehrheit der Stimmen sollte der von Bayern durch seine eigene herstellen. Daß er nicht mit beyden Händen nach einer solchen Gelegenheit greifen werde, sich und sein Haus zu erheben, darüber stieg an dem Fran-

m) *Pufendorf* de reb. Car. Gust. L. 4. p. 296.

Französischen Hofe keinem Menschen ein Zweifel auf. Um sich jedoch der Gesinnung desselben desto genauer zu versichern, schickte Mazarin in Geheim einen ehemals in Bayern in Diensten gestandenen Kastraten Atto, einen verständigen, geschickten Mann, der besonders die Churfürstin gut kannte, nach München n). Diese, aus dem Hause Savoyen gebürtig, welches wirklich mit Frankreich gegen Spanien alliirt war, nebstdem eine Prinzessin von großem Verstande und eben so großem Ehrgeize, welcher einst Mazarin mit der Hoffnung einer Vermählung mit dem jungen Könige Ludwig von Frankreich geschmeichelt hatte, wünschte nichts sehnlicher, als zum Ersatze dieser fehlgeschlagenen Hoffnung, Kaiserin zu werden. Sie gab sich auch alle Mühe, ihrem Gemahle gleiche Gesinnungen einzuflößen, der, so unschlüßig er auch war, dennoch im Reden manchmal sich auf eine Art äußerte, daß Atto bereits glaubte, seinen Zweck erreichet zu haben, und den Französischen Ministern zu Paris und zu Frankfurt berichtete, die Klugheit allein hindere den Churfürsten, noch zur Zeit sich deutlicher zu erklären.

Der König von Frankreich hatte selbst an den Churfürsten geschrieben, und ihn zur Annahme einer so vortheilhaften Würde mit den bündigsten Beweggründen ermuntert. Man versprach ihm auch, jährlich 10,000 Gulden Subsidien so lange zu

 bezahlen,

n) Mémoires de Gramont, p. 61.

bezahlen, bis er dem Erzhause Oesterreich Land genug zur Unterhaltung eines kaiserlichen Staates abgenommen haben würde. Da aber die Bayerischen Wahlgesandten zu Frankfurt eine ganz andere Sprache führten, als der Churfürst, und dieses letztern Antwort auf des Königs von Frankreich Schreiben nur in allgemeinen, weder bejahenden, noch verneinenden Ausdrücken abgefaßt war; kamen Gramont und Lionne, und mit ihnen Churmaynz und Cölln in solche Verlegenheit, daß der Cöllnische Wahlbothschafter, Franz Egon von Fürstenberg, nach München abgehen mußte, um dem Churfürsten der angeführten Absicht wegen aufs Neue zuzusetzen. Man hoffte wenigst, gegen diesen Herrn werde sich derselbe deutlicher erklären, als er gegen seine Gemahlin und den Kastraten gethan hatte.

Nichts geht über die Freude, mit welcher Egon zurückkam. Innigst überzeugt von dem bevorstehenden Siege der Französischen Parthey, der er mit Herz und Seele ergeben war, so wie es vielleicht noch kein Deutscher gewesen, ertheilte er die herrlichsten Zusicherungen, daß der Churfürst das Kaiserthum annehmen werde; nur müsse von dieser Sache, als dem größten Staatsgeheimnisse, jetzt noch das strengste Stillschweigen beobachtet werden. Auch bat er die Französischen Gesandten inständig, eine melancholische Miene anzunehmen, um ihre Feinde desto sicherer irre zu führen.

Aber es zeigte sich bald, daß Egon das Triumphslied vor dem Siege angestimmt habe. Sobald der Churfürst von dessen Vorgeben Nachricht erhalten, ließ er ein Schreiben an seine Gesandte nach Frankfurt ergehen, in welchem er vom ersten bis zum letzten Wort alles, was Egon in dieser Sache geträumt hatte, widersprach. Dazu kam noch, daß der Bayerische Gesandte, Doctor Oexel, sich öffentlich in der Versammlung erklärte: „wenn alle Churfürsten seinen Herrn krönten, so wolle er dessen Haupt so lange rütteln, bis die Krone herab fiele" o). Da endlich der Churfürst von Bayern zugleich mit jenem von Sachsen bald darauf dem Churfürsten von Maynz wegen der Aufnahme der Französischen Gesandten zu Frankfurt Vorwürfe machte, und ihre Entfernung verlangte; so sah man wohl, wie wenig Hoffnung man sich von ihm machen könne.

Nun hörte der Churfürst von Maynz auf, ihren Anschlägen zu folgen; ja er machte den Franzosen Vorwürfe, daß sie ihm und seinen Kollegen Projekte vorlegten, die im Grunde zu nichts dienten, als die Wahl zu verzögern, und seine Person gehäßig zu machen. Doch diese, noch nicht gesonnen, ihren Plan aufzugeben, faßten den Entschluß, noch einen Schritt zu wagen; Gramont, der während dem dreyßigjährigen Kriege als Gefangener einige Zeit sich zu München aufgehalten hatte, begab sich nun

o) Mémoires de Gramont, p. 66.

selbst, jedoch nur als Privatmann, dahin, um sich doch einmal von der wahren Lage der Sache eine hinlängliche Aufklärung zu verschaffen, weil es vernunftwidrig sey, daß der König von Frankreich seinen Credit, seine Freunde und Finanzen verwendete, um einem Fürsten zu dienen, der solche Dienste nicht nur nicht verlangte, sondern selbst alles beytrüge, um sie ihren Zweck verfehlen zu machen.

Gramont, der mit der Offenheit eines angenehmen Gesellschafters die Feinheit und Arglist eines der geschicktesten Hofleute verband, bot zu München alle seine Beredsamkeit auf, um dem Churfürsten zu schmeicheln, und sich in desselben Gunst zu setzen. Bald lobte er dessen Person und Verstand, bald dessen Charakter. „Er hoffte der erste zu seyn, sagte er, der ihn als geheiligte Kaiserliche Majestät traktirte; nichts verursache ihm mehr Betrübniß, als daß er einem Herrn, wie Er, nur den so gemeinen und herabgewürdigten Titel Altesse geben dürfe. Er zweifle nicht, daß des Churfürsten Haupt die Schwere einer Krone ertragen werde, indem er ihm nicht weniger Herz und Seelengröße zutraue, als dem verstorbenen Könige von Schweden (Gustav Adolph), welcher so viele Länder durchzogen, so viele Gefahren ausgestanden, so viele Treffen geliefert, und selbst das Leben verlohren habe, um sich die nämliche Krone aufsetzen zu lassen, welche der Churfürst, ohne etwas zu wagen, auf eine rechtmäßige

mäßige Weise erlangen könne. Ein Thron stehe ihm zu Gebote, für welchen ihm alle Kräfte Deutschlands, und der beyden Kronen Frankreich und Schweden die Gewähr leisten würden; die Macht des Oesterreichischen Hauses könne ihm um so weniger furchtbar seyn, da selbst sein Vater stets noch ansehnlichere Armeen auf den Beinen gehabt, als der Kaiser p).

Auf das Herz eines jungen, zwey und zwanzigjährigen, unerfahrnen, an Geist etwas schwachen Herrn mußten solche Zauberworte einen ungemein starken Reiz der Verführung haben. Er würde sich auch gewiß dadurch haben hinreißen lassen; hätten nicht seine Mutter, eine Oesterreichische Prinzessin, und der erste Minister, Graf Kurz, im Wege gestanden. Diese beyden hatten sich schon vom Anfange her alle erdenkliche Mühe gegeben, den Churfürsten von jedem Gedanken an die Kaiserwürde abzuhalten, und als der Maynzische Kanzler, Johann Boineburg, und der Köllnische Minister, Franz Egon von Fürstenberg, in dieser Angelegenheit nach München gekommen waren; hatten diese ihn so sehr von Leuten, die den Oesterreichern günstig waren, umringt, und alle Zugänge zu ihm durch seine Mutter so sehr verschlossen gefunden, daß es ihnen schlechterdings nicht gelang, mit ihm allein zu sprechen q).

p) Mémoires de *Gramont*, Tom. II. p. 73. seq.

q) Sed omni ex parte qui Austriacis favebant, eum Principem circumdederant, ac Mater ita omnes

Den Grafen Kurz suchte zwar jetzt Gramont dadurch schüchtern zu machen, daß er ihm die unangenehme Lage vorstellte, in die er gerathen könne, wenn dem Churfürsten die Reue kommen sollte, die erste Würde der ganzen Christenheit ausgeschlagen zu haben; es werde gewiß nicht an Leuten fehlen, die ihn zur Rache gegen diejenigen auffordern werden, welche ihn davon abgehalten haben. Nach einer unter den Menschen nicht ungewöhnlichen Stimmung der Gemüther könne es sich leicht zutragen, daß in Zukunft gerade deßwegen erst ein Verlangen nach der Kaiserkrone in ihm erwache, weil er sie nicht mehr haben könne. Allein Kurz, von dem Grundsatze durchdrungen, daß es besser für das Haus Bayern sey, einen angesehenen Churfürsten zum Haupte zu haben, als einen Kaiser ohne Macht und Ansehen, blieb unbeweglich bey seiner Gesinnung. Mit gutem Grunde verließ er sich auf den mächtigen Einfluß, den er und des Churfürsten Mutter auf ihn hatten. Ueberdieß glaubte er hinlängliche Sicherheit in des Churfürsten gefühllosem, und nach Ruhe strebendem Charakter gegen jede mögliche Verän-

omnes aditus circumsepserat, ut istis cum solo Electore copia colloquendi haud fieret. Et cum aliquando Boineburgius Electori forte fortuna occurrens ea de re differuisset, atque hic non adeo se abhorrere ostendisset, id tam ægre Principis matrem reliquosque consiliarios habuit, ut istum per duodecim dies in hospitio desidere nullo invisente paterentur. *Pufendorf* de reb. Car. Gust. L. 4. p. 299.

Veränderung seiner Denkart zu finden. Um eines so gefährlichen Unterhändlers, wie Gramont war, bald los zu werden, sagte er ihm eines Tages gegen alle dessen Erwartung: „Er sey nicht gewohnt, Jemand zu hintergehen, und bekenne ihm daher aufrichtig, daß er seinem Herrn nie gerathen habe, das Kaiserthum anzunehmen, und es ihm auch nie rathen werde; seine Gründe seyen so stark, daß jeder, der sie mit Unpartheylichkeit abwäge, ihm müsse Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Der Franzose, keineswegs dadurch außer Fassung gebracht, bedankte sich vielmehr für seine aufrichtige Aeußerung, indem er nun wenigst einen Zweck seiner Reise erreicht habe; er sey nicht sowohl nach München gekommen, um den Churfürsten zur Annahme der Kaiserkrone zu überreden, als dessen eigentliche Gesinnung auszuforschen, damit sein König nicht länger in der Ungewißheit schwebe.

Nach seiner Zurückkunft fand Gramont zu Frankfurt alles in einer veränderten Lage. Der Churfürst von Maynz, der ohnehin jederzeit gezweifelt hatte, ob der von Bayern Entschlossenheit genug haben würde, sich nach den Französischen Absichten gebrauchen zu lassen, sah auch bald die Schwierigkeit ein, einen andern, als den König von Ungarn auf den Thron zu erheben. Der Pfalzgraf von Neuburg, den die Franzosen bisher selbst mit Hintansetzung des Churfürsten von Bayern zu befördern

gesucht

gesucht hatten, war zu schwach, um den großen Aufwand zur Unterhaltung eines Kaiserlichen Staates aushalten zu können, und hatte keine Parthey unter den Churfürsten. Vielmehr war ihm der Churfürst von Brandenburg der Jülichischen Streitigkeiten wegen offenbar abgeneigt, weswegen auch der König von Schweden dem Französischen Hofe schon gleich anfänglich mißrathen hatte, den Neuburger vorzuschlagen, weil dieses den von Brandenburg bewegen würde, seine Stimme den Oesterreichern zu geben. Chursachsen hatte sich bereits öffentlich für Oesterreich erklärt, an dem Churfürsten von Brandenburg war um so weniger zu zweifeln, da er sich eben bemühte, gegen einen so mächtigen Feind, wie Karl Gustav war, durch eine Allianz mit Oesterreich einen Rückenhalt sich zu verschaffen; und daß der Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz auf Französisch-Bayerischer Seite aushalten würde, machte schon sein eingewurzelter Haß gegen das Haus Bayern sehr unwahrscheinlich. Ganz unerwartet für die Französische Parthey war, daß auch der von Trier, Johann Kaspar von der Leyen, ungeachtet seiner nahen Verwandtschaft mit dem von Maynz, und des Dankes, den er ihm wegen seiner Erhebung schuldig war, ja, ungeachtet dessen, was sein Bruder den Franzosen bereits zugesichert hatte, nach seiner persönlichen Ankunft zu Frankfurt offenbar eine Neigung für das Erzhaus Oesterreich

blicken

blicken ließ. Da nun jedermann sowohl aus dieser Stimmung der Gemüther, als aus andern Umständen schließen konnte, daß die Kaiserkrone, weil der Erzherzog Leopold Wilhelm sie neuerdings ausgeschlagen hatte, unfehlbar dem Könige von Ungarn zu Theil werden müsse; so war der Churfürst von Maynz jetzt selbst der Erste, welcher Leopolden theils mündlich durch den Reichshofrathspräsidenten Grafen von Oettingen, theils durch mitgegebene Schreiben nach Frankfurt einlud.

Jedermann glaubte nun, daß Deutschland nächstens ein neues Reichsoberhaupt haben werde, besonders da anstatt des vorigen Vertrauens zwischen dem Churfürsten von Maynz und den Französischen Gesandten vielmehr eine Mißhelligkeit zu herrschen schien, weil diese die ohne ihr Wissen geschehene Einladung Leopolds; jener aber die zu Paris von Mazarin, und selbst zu Frankfurt von Lionne über sein zweydeutiges Betragen geführten Reden nicht verdauen konnten. Das alte Zutrauen fand sich aber bald wieder ein, da Mazarin seinen Lieblingssecretär Rousselau mit Schreiben, die nicht verbindlicher seyn konnten, an ihn schickte, und ihn des gänzlichen Zutrauens des Königs versicherte, ja, was noch mehr wirkte, das ganze Friedensgeschäft zwischen Frankreich und Spanien wenigst dem Aeußerlichen nach fast seiner Willkühr anvertraute.

Mit Freuden nahm nun der Churfürst eine Sache wieder vor, die mit seiner Liebe zum Frieden so sehr übereinstimmte. Die Bedingungen, die er den Spaniern vorschlagen sollte, waren eben nicht zu verachten: „Der König von Frankreich, so lauteten seine Vorschläge, würde die sämmtlichen Artikel halten, die der Marquis von Lionne 1656. zu Madrit entworfen; Portugall sollte einen Waffenstillstand auf acht Monate haben, nach dessen Verlaufe der König von Frankreich sich nicht mehr in die dortigen Angelegenheiten mischen werde; den Prinzen von Conde würde er, nachdem derselbe seine Unterwerfung bezeigt, und einen neuen Eid der Treue geleistet haben würde, in alle seine Güter, Ehren und Würden wieder einsetzen, ausgenommen seine Aemter und Gouvernements, in Ansehung deren er sich der Güte des Königs überlassen müsse; die Sache des Herzogs von Lothringen sey auf einen andern Traktat auszusetzen, wobey dem Kaiser und den Churfürsten erlaubt seyn soll, ihm mit ihrer Verwendung beyzustehen; der König würde die von ihm eingenommenen Plätze in Catalonien an Spanien herausgeben; dagegen aber die Grafschaft Roussillon behalten; was nach 1656. erobert worden, sollte jedem verbleiben, der es besitze.“

Der erste Spanische Bothschafter, Graf Peneranda, der bereits den Traktaten von Münster beygewohnt

gewohnt hatte, erklärte selbst, die Vorschläge seyen bescheiden; er suchte aber auch dem Churfürsten begreiflich zu machen, daß sie im Grunde nichts anders enthielten, als was schon im vorigen Jahre von dem Marquis von Lionne zu Madrit vorgebracht worden, und obwohl Mazarin wohl wisse, daß bereits von Spanien alles genehmiget worden, ausgenommen was den Prinzen von Conde angehe, so habe er doch diesen Artikel wieder mit eingerückt, weil er vorhinein versichert sey, daß sich daran die ganze Negociation stossen werde. Der Spanier glaubte dadurch dem Churfürsten deutlich gezeigt zu haben, daß die Absicht Mazarins keine andere sey, als die Kaiserwahl so lange verschieben zu machen, bis er seine übrigen Absichten würde erreicht haben. Auch erklärte er ihm, daß er sich mit Friedenshandlungen gar nicht abgeben könne, weil er keine Vollmacht dazu habe.

Kein Mensch zweifelte nun, daß der Churfürst seinen Friedensprojekten endlich entsagen werde. Aber keineswegs! Er selbst nahm es auf sich, die Vollmachten von beyden Höfen herbeyzuschaffen. Wilhelm von Fürstenberg sollte sie zu Paris, und der Maynzische Rath Blum zu Madrit auswirken. Peneranda, über die daraus entstehende Verzögerung der Wahl äußerst entrüstet, indem er bereits seinem Hofe berichtet hatte, sie würde nächstens ohne einiges Hinderniß vor sich gehen, schlug dem gedachten

dachten Rathe Blum die verlangten Geleitsbriefe rund ab, und drohte ihm sogar, ihn, wenn er sich in seinem Hause wieder einfinden sollte, zum Fenster hinaus werfen zu lassen r). Mit dem Churfürsten selbst gerieth er über diese Materie in einen solchen Wortwechsel, daß er demselben frey in das Gesicht sagte: er nehme sich weit mehr in Ansehung der Könige heraus, als von einem Manne, der von Geburt nur ein gemeiner Edelmann sey, könne geduldet werden. Die Churfürsten würden aber auch nicht leiden, antwortete der von Maynz, der auf seinem Vorsatze, noch vor der Wahl Frieden zu stiften, unerschütterlich beharrte, daß ein Spanischer Minister einen Kaiser mache. Kurz, Blum und Fürstenberg wurden nach Madrit und Paris abgefertiget, obgleich nicht Peneranda allein, sondern beynahe alle zu Frankfurt Anwesenden eine Abneigung gegen die Betreibung dieses Geschäftes in den jetzigen Umständen hegten. Aber am Ende zeigte sichs doch, daß der Churfürst seinen Zweck verfehlet hatte. Nachdem die Abgeordneten zurückgekommen waren, hörte man sie in dem Churfürstlichen Collegium nicht einmal an, sondern verwies sie an denjenigen, von welchem sie waren abgeschickt worden. Anstatt das gedachte Collegium zur Theilnahme zu bewegen, nahm der Churfürst zu seinem großen Verdruße bey der größern Zahl der Mitglieder desselben eine

r) Mémoires de *Gramont*, p. 122.

eine entschiedene Abneigung dagegen, und eine desto größere Begierde wahr, das Wahlgeschäft endlich einmal zu vollenden.

Die Franzosen hatten indessen, während daß sie durch die gedachten vorgeblichen Friedensunterhandlungen das Wahlgeschäft hinauszogen, alle möglichen Versuche gemacht, alles zu ihrem Vortheile zu stimmen. Im Gegentheile war man auch von Oesterreichischer Seite nicht stille gesessen, und besonders hatte Peneranda aus allen Kräften zum Besten des Erzhauses gearbeitet. Daß die Churfürsten in einem so wichtigen Geschäfte getheilet seyn würden, war leicht aus ihrem bisherigen Betragen abzunehmen. Es war daher auch nicht befremdend, daß als die von Maynz, Köln und von der Pfalz dem Gesuche der Franzosen beystimmten, drey andere: Trier, Sachsen, und nach einigem Zögern auch Bayern sich zu Gunsten Oesterreichs erklärten. Nun kam es auf Churbrandenburg an, welches unstreitig den Ausschlag geben konnte. Da der Churfürst nur erst eine Allianz gegen Schweden mit dem Könige Leopold geschlossen hatte, und im nächsten Frühjahre die Truppen beyder Theile zusammen stossen sollten, so konnte man sich kaum vorstellen, daß die Oesterreichische Partey nicht das Uebergewicht erhalten werde. Die Franzosen ließen aber den Muth noch nicht sinken, sie wandelten ihren Weg fort,

so dornicht und schwer zu passiren er auch war s). Zugleich suchten sie die schwächeste und zugänglichste Seite des Platzes auf, den sie zu erobern gedachten, und um die Sache kurz zu machen, theilten sie unter die zweyten Brandenburgischen Gesandten Canstein und Jena große Summen aus t); den Churfürsten selbst aber suchten sie in Furcht zu setzen, indem sie ihn zu verstehen gaben: „ihr König werde dem Hause Neuburg mit seiner ganzen Macht beystehen, um ihm das Clevische zu entziehen; alsdann könne er sehen, ob das ohnehin schon so

s) Celui (l'Electeur) de Brandebourg emportoit indubitablement la balance .... Ce n'etoit pas une entreprise peu difficile, & je puis dire même qu'elle surpassoit l'attente publique, *la legereté de l'Esprit de cet Electeur* le faisant changer à tout moment de resolution, & l'Alliance, qu'il avoit avec le Roi de Hongrie, la jonction de leurs armées & son Attachement à la Maison d'Autriche, à laquelle il ne pouvoit jamais servir si utilement, que dans cette occasion. Neanmoins le Marechal de Gramont, & Mr. de Lionne ne perdirent point courage, & suivirent toujours leur chemin quoique epineux & malaisé à tenir. Memoires de *Gramont*. p. 91. seqq. Was hier der Verfasser Legereté de l'Esprit nennet, war er gewiß nicht im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr angenommenes System, Allianzen nach Aenderung der Zeit und Umstände, und des dabey gehofften Vortheiles ebenfalls zu ändern.

t) Enfin ils attaquerent cette place par l'endroit, ou il leur parut y avoir le plus d'accés; & pour le faire court, ils donnerent beaucoup d'Argent à Canstein & Jena ses Ambassadeurs. Ibid.

so sehr geschwächte Haus Oesterreich im Stande seyn werde, sich seiner mit Nachdruck anzunehmen.“ Der Churfürst schien zwar unerschüttert durch diese Vorstellungen, und erklärte sogar auf die Klagen, welche die Oesterreichische Partey über das Betragen seiner Minister eingeschickt hatte, er werde ihnen Befehle zuschicken, sich von Trier, Sachsen, und Bayern nicht zu trennen. Dessen ungeachtet traten sie, als es zum Stimmen kam, der Französischen Partey bey. Der erste Gesandte Graf von Nassau brachte zur Entschuldigung Briefe zum Vorscheine, in welchen ihm aufgetragen ward, sich den Oesterreichern gefällig zu erzeigen, jedoch auf eine Art, daß er die Franzosen nicht beleidige.

Ungeachtet aller dieser Bemühungen der Franzosen gieng nun doch ihre Sache beynahe mit jedem Tage schlechter. Besonders seit der Zeit, da der Churfürst von Maynz nach seinen fruchtlosen Versuchen einen Frieden zu Stande zu bringen, den König von Ungarn nach Frankfurt hatte einladen lassen, schien die Oesterreichische Partey völlig das Uebergewicht zu bekommen. Die Spanier waren indessen gleichfalls fortgefahren, das Interesse derselben, womit ihr eigenes auf das engste verbunden war, auf das kräftigste zu befördern, und so war es bereits ausgemacht, daß Niemand anderer, als der König von Ungarn mit der Kaiserkrone würde geschmücket werden. Da Mazarin sah, daß er

weder die Wahl länger hindern, noch mit irgend einem Kandidaten durchdringen könne, so drang er darauf, daß wenigst ein andrer Wunsch, der ihm fast noch mehr am Herzen lag, als der erste, zum Besten der Krone Frankreich befriedigет werde. Leopold sollte durch die Wahlkapitulation verpflichtet werden, sich nicht in den gegenwärtigen Krieg sowohl in Italien als im Burgundischen Kreise zu mischen: weder als Kaiser noch als Erzherzog sollte er einigen Beystand an Mannschaft oder Geld gegen Frankreich oder dessen Verbündete in Italien und dem Burgundischen Kreise leisten: „Der Hauptgegenstand ihrer Sendung, erklärten die Französischen Gesandten sowohl schriftlich als mündlich, gehe ohnehin nur dahin, sich über das zu beschweren, was der vorige Kaiser in diesem Stücke dem Westphälischen Frieden zuwider gehandelt habe, und von Leopold fortgesetzt werde: verschaffe man ihrem Herrn nicht hinlängliche Sicherheit wegen des Künftigen so werde er sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, Deutschland mit Krieg zu überziehen."

Aus dem Eifer, womit die Gesandten diesen Gegenstand betrieben, und aus einigen andern Umständen muthmaßten einige Staatskluge Männer, und in Wahrheit nicht ohne Grund, so widersprechend es auch zu seyn scheinet, daß Mazarin es zuletzt sehr ungern würde gesehen haben, wenn Leopold

pold nicht zum Kaiserthum wäre befördert worden, weil er in solchem Falle durch nichts hätte können gebunden werden.

Von Oesterreichischer Seite ward nicht nur gegen dieses Ansinnen eingewendet, was bereits bey den Westphälischen Friedenshandlungen über diese Materie vorgekommen, sondern es wurden auch Gründe angeführt, die eine eigene Beziehung auf die jetzigen Umstände hatten. Man könne ja, hieß es unter andern, nicht ruhig zusehen, daß Frankreich so ansehnliche Theile des Reiches, als den Burgundischen Kreis und das Herzogthum Mayland verschlinge: ob man dem Kaiser dann nicht verbunden seyn müße, wenn er aus eigenen Mitteln dieses hindere? Beyde seyen als Vormauer des Reiches zu betrachten, und der Fall der Niederlande werde auch den Fall wenigstens desjenigen Theiles des Deutschen Reiches nach sich ziehen, welcher jenseits des Rheins liege, und die Eroberung von Mayland den Verlust aller übrigen Reichslehen in Italien, die der Kaiser vermöge der nämlichen Kapitulation zu erhalten verbunden sey. Ungeachtet dieser und mehr anderer wichtigen Gründe ließ sich doch die Französische Partey nicht dahin bringen, daß sie von ihrer Foderung abstand; vielmehr erklärten die Churfürsten von Maynz, Kölln, und der Pfalz öffentlich, sie würden dem Könige Leopold

ihre Stimmen nicht geben, woferne nicht den Foderungen der Franzosen ein Genüge geschehe. Wollte dieser je sein Haupt mit der Kaiserkrone geschmückt sehen, so mußte er geschehen lassen, daß dieser Punkt in die Wahlkapitulation eingerückt wurde.

Auch die Schwedischen Gesandten Biörnklow und Snoilsky legten der Wahl Hindernisse in den Weg. Sie verlangten gleichfalls, daß zuvor ihren Beschwerden gegen den verstorbenen Kaiser, und dessen Sohn Leopold abgeholfen werde. Beyde, sagten sie, hätten Truppen nach Polen gegen den König von Schweden marschiren lassen; die Dänen, Moscowiter, Holländer, und den Churfürst von Brandenburg gegen ihn aufgewiegelt, Polen sich unterwürfig zu machen gesucht, und den Frieden, den ihr Herr bereit sey, mit diesem Königreich einzugehen, zu hindern getrachtet; hieraus erhelle, daß sie den Westphälischen Frieden gebrochen. u). Da des Königreiches Polen in den gesammten Verhandlungen dieses Friedens kaum mit einem Worte gedacht wird; so mußte es wirklich auffallen, wie der Kaiser durch sein Betragen in den Polnischen Angelegenheiten sich gegen diesen Frieden sollte versündiget haben. Ihren Erweis führten die Gesandten in einem der eben zu Frankfurt noch versammelten Ordinari-Reichsdeputation übergebenen Memorial auf folgende Art: „Es gebühre einem Römischen Kaiser

u) Theatrum Europ. Tom. VIII. p. 415.

ser nicht, ohne Reichstag, und ohne der Reichs-stände freye Stimmen und Einwilligung Bündnisse zu machen, und Kriege, welche die Wohlfahrt des ganzen Reichs betreffen, zu führen. Das ganze Werk sollte demnach auf einen Reichstag verwiesen werden, da der König von Schweden auch seine Meynung dem ganzen Reiche darlegen könnte. Da diese Ursache nicht auf Leopolden paßte, so heißt es von ihm, daß er nunmehro öffentlich die Waffen gegen den König von Schweden in Polen ergriffen, ohne daß er in einem so hochwichtigen und das ganze Reich betreffenden Werke einiges Absehen auf das Reich, welches ohne Haupt schwebe, und auf die künftige Wahl gehabt, oder einige Meldung gethan hätte, hiervon zuvor gebührlich und in öffentlicher Reichsversammlung zu berathschlagen, nicht anders, als ob das Reich in beliebiger Macht und Bothmäßigkeit des Hauses Oesterreich wäre, und ihm im Reiche in Friedens- und Kriegsgeschäften nach Belieben Anstalt zu machen frey stünde. Eine schöne Probe, wie jämmerlich sich schon damals dieser Friede drehen und verzerren lassen mußte, um ihn auf alle beliebige Art anzuwenden! Dem Könige von Schweden sollte es ungeachtet seiner Reichsstandschaft frey stehen, Krieg in allen Theilen der Welt, und so nahe an den Reichsgränzen zu führen, als er wollte; dem Kaiser hingegen sollte als Kaiser, als Könige von Ungarn und Böhmen, und als Erz-

herzoge von Oesterreich untersagt seyn, einer mit dem größten Unfuge bedrängten nachbarlichen Nation beyzustehen; die gänzliche Unterdrückung der Polen hätte in keiner Verbindung mit der Wohlfahrt des Reiches gestanden, hingegen die Rettung derselben in einer solchen, daß sie ohne Reichstag, ohne freye Stimme und Einwilligung des Reiches nicht durfte unternommen werden.

Indessen machten die Schwedischen Klagen, daß der König von Schweden nach gänzlicher Bezwingung des Königs von Dänemark mit seiner siegreichen Armee in dem Innersten von Deutschland erscheinen werde, wenn die Reichsstände das Haus Oesterreich nicht abhielten, den Polen Beystand zu leisten, bey weitem keinen solchen Eindruck, als Frankreichs ähnliche Beschwerden und Drohungen gemacht hatten. Biörnklow konnte nicht begreifen, warum die Churfürsten so folgsam seyen in Ansehung der Französischen Zumuthungen, und so weit weniger in Betreff der Schwedischen. Allein, nebst dem, daß den Rheinischen Churfürsten auch die unbewaffnete Französische Nachbarschaft mehr Furcht einflößte, als die noch so siegreichen Schwedischen Waffen in der Entfernung, und daß es den schwedischen Gesandten gänzlich an jenen Mitteln fehlte, die in den Händen der Franzosen so große Zauberkräfte äußerten; so konnten sie nichts gegen

De=

Oesterreich vorbringen, was nicht den in dem Churfürstlichen Collegium sehr angesehenen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit betraf, als von welchem man bereits wußte, daß er nächstens ebenfalls die Waffen gegen die Schweden ergreifen werde. Doch brachte es der auch von dieser Seite für die Ruhe Deutschlands besorgte Churfürst von Maynz dahin, daß eine eigene Gesandschaft von dem Churfürstlichen Collegium an den König von Schweden abgeordnet ward, die mit ihm wegen der Herstellung der Ruhe in dem Norden Unterhandlungen pflegen sollte, aber so kaltsinnig aufgenommen ward, daß sie ohne alle Frucht die Rückkehr nehmen mußte.

Der Schwedisch-Pommerische Gesandte hatte um diese Zeit bey der damals versammelten Reichsdeputation noch eine andere ebenfalls sehr weit aussehende Sache anhängig gemacht, welche die Köpfe aller deutschen Publicisten und Staasmänner aufs Neue in eine nicht geringe Gährung setzte. Der König von Dänemark Friederich III. war dem Bunde gegen die Schweden beygetreten, und hatte das ihm zu einem Angriffe sehr bequem gelegene Herzogthum Bremen feindlich angefallen. Da nun dieses Land vermöge des westphälischen Friedens an den König von Schweden gekommen, so machte derselbe sogleich die Anzeige davon bey dem Chur-

fürsten von Maynz, und ersuchte ihm, „die Vorkehrung zu treffen, daß gegen den von Dänemark, als ein Glied des Reiches, nach dem Friedensinstrument und den Reichssatzungen möge verfahren werden, weil derselbe durch solches Betragen dem Münsterischen- und dem allgemeinen Landfrieden in dem römischen Reiche entgegen gehandelt, folglich als ein Fürst des Reiches mit Recht, und in der That selbst in die Strafe des Landfriedenbruches verfallen sey." Vermöge eben dieses Friedens verlangte er auch von dem Reiche die Gewährleistung über dieses Herzogthum. Der Churfürst von Maynz ließ auch sogleich den Mitgliedern der zu Frankfurt anwesenden Reichsdeputation ansagen, damit sie über diesen wichtigen Gegenstand berathschlagen möchten.

Dieser merkwürdige Reichsrath war schon bald nach dem lezten Reichstage, und gemäß eines auf demselben gemachten Schlusses im Jahre 1655 zu Frankfurt zusammengekommen. Sein Zweck sollte seyn, vieles in Betreff der Restitutionen, welches noch vom westphälischen Frieden her von wegen der Amnestie oder anderer Beschwerden übrig geblieben war, zu erledigen, die von diesem Frieden verordnete Gleichheit der Religionsparteyen herzustellen, die öffentliche Sicherheit im Reiche zu erhalten, und mehr andere Materien, worüber der letzte Reichstag

tag noch nichts entschieden hatte, zu berichtigen. Der Tod des Kaisers Ferdinands III. schien dieser Deputation ihr Ende vor der Zeit zu verkündigen. Allein die Mitglieder derselben suchten sogleich, sich ihre Existenz während des Zwischenreiches sicher zu stellen, und dieses war um so nöthiger, da abermalen ganz Deutschland, gleichwie in so vielen ihre Bestimmung betreffenden Punkten, auch in Rücksicht auf ihre Fortdauer während des Interregnums getheilt war. Diejenigen, die sie durch den Tod des Kaisers für aufgelöset hielten, gründeten ihre Meynung darauf, weil sie nicht von dem Reiche allein, sondern zugleich von dem Kaiser aufgestellet worden, mithin auch ohne Einfluß und Mitwirkung desselben nicht bestehen könne. Die andern behaupteten, daß es genug sey, wenn sie nur einmal ein rechtliches Daseyn bekommen, das übrige hänge von den Umständen der Zeit ab: nun seyen diese so beschaffen, daß wegen des an den Gränzen des Reiches noch fortwährenden Krieges, und besonders des erst neuerlich selbst auf dem deutschen Reichsboden entstandenen Schwedisch-Dänischen, es die höchste Nothdurft erfordere, für die Sicherheit des Reiches zu wachen v). Besonders waren die Deputirten des fürstlichen Kollegiums dieser Meynung zu-

v) Sattlers Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter den Herzogen. T. IX. Beylage Nr. 56. S. 138.

zugethan, und machten den Schluß, die Deputation wegen der sich äußernden gefährlichen Ereignisse fortzusetzen. Die churfürstlichen hingegen, erregten schon damals Schwierigkeiten. Auch waren nicht alle fürstlicheu Höfe mit diesem Entschlusse einverstanden. Der Oesterreichische war unzufrieden, daß mehrere Glieder der Deputation sich in den Polnisch-Schwedischen Krieg nur von weitem einmengten, und bey den Churfürstlichen ward die alte Eifersucht rege; sie glaubten, die Fürstlichen wünschten nur darum die Fortdauer der Deputation, um vermöge ihres angemaßten Rechtes mit zu kapituliren.

Die Deputirten erfuhren bald mit nicht geringem Befremden, daß obgleich das Maynzische Direktorium wegen des oben erwähnten Memorials des Schwedisch-Pommerischen Deputirten Snoilsky ihnen insgesammt hatte ansagen lassen, der Oesterreichische Prinzipalgesandte Vollmar nicht nur nicht erschien, sondern durch seinen Beygeordneten erklären ließ, daß er bey nun erschienener Wahlzeit auf den Deputationskonvent, und besonders auf die Materie, die in Berathschlagung kommen sollte, nicht instruiret sey. Der Maynzische erklärte ihnen nebst diesem im Nahmen des Churfürstlichen Collegiums, daß man von Seite der Churfürstlichen Gesandten keine andere Verhaltungsbefehle habe, als die sich

auf

auf die Wahl bezögen, und dafür halte, „daß bey nun einlaufender Wahlzeit eines Römischen Königs und christlichen Oberhaupts der Deputationskonvent, und dessen anbehörige Konsultationen suspendirt würden bleiben müssen w).“ Von nun an kam keine Versammlung mehr zu Stande. Anstatt derselben gaben sich einzelne Gesandte, besonders protestantische, unter denen sich der herzoglich-Würtembergische auszeichnete, viele Mühe, die Rechte der Fürsten in Ansehung der Kapitulation aufrecht zu erhalten. Sie trugen ihre sogenannte Monita oder Erinnerungen zusammen, und überreichten sie, mußten sich aber mit der Antwort abfertigen lassen, daß das Geschäft der beständigen Wahlkapitulation auf den Reichstag gehöre, und insonderheit äußerte sich Churmaynz, das Churfürstliche Collegium erachte sich nicht für verbunden, die Erinnerungen der Fürsten anders, als nach seinem Belieben anzunehmen x). Auch sie wünschten, daß noch vor der Wahl entweder der Friede hergestellet, oder den Beschwerden der beyden Kronen abgeholfen, und gegen die künftige Einmischung des zu Erwählenden in derselben Händel gesorgt werde, und zwar mit Zuziehung der gesammten Deputirten, als welche das ganze Reich vorstellten. Dieses Ansinnen an

w) Sattlers Geschichte von Würtemberg ꝛc. *Ibid.* p. 140.

x) Sattler. l. c. p. 197.

an die Churfürstlichen war noch fruchtloser, als das vorige, indem den fürstlichen nicht nur nichts kommunicirt ward, was in Ansehung des Kriegs oder Friedens zwischen den Churfürsten und auswärtigen Kronen verhandelt wurde, sondern die Churfürstlichen noch überdieß, um den fürstlichen sogar den Umgang mit ihnen unmöglich zu machen, auf ihrem Excellenztitel weit steifer beharrten, als jemals. Wenn die fürstlichen auf einer Seite jammerten, daß ihren Rechten tödtliche Wunden versetzt werden, so ist es auf der andern Seite unläugbar, daß, wenn auf die Art wäre verfahren worden, wie sie es wünschten, die Wahl vielleicht noch einige Jahre sich hätte verzögern können. So erfolgte sie aber endlich am 18ten Julius 1658 zum Vortheile Leopolds, Königs von Ungarn, welcher hierauf am 18ten August zu Frankfurt gekrönet ward.

Zweytes Kapitel.

Errichtung der Rheinischen Allianz. Absichten, welche die Franzosen durch dieselbe zu erreichen suchten. Ende des ordentlichen Reichsdeputationstages.

Kaum waren Wahl und Krönung vollbracht, als der sogenannte Rheinische Bund zum Schlusse kam. Während der Zeit nähmlich, da die Churfürsten zu Frankfurt mit der Wahl eines Kaisers beschäftiget gewesen waren, hatten sich die bey der Reichsdeputation daselbst versammelten Gesandten, weil nach der Vorschrift der goldenen Bulle jeder Fremde, der nicht eigentlich zum Personale der Wählenden gehöret, sich während der Wahlberathschlagungen aus der Stadt entfernen muß, nach Mainz begeben, und dort eine Allianz verabredet. Der vorzüglichste Beförderer derselben war der Churfürst von Maynz, die vornehmsten Triebfedern die Könige von Frankreich und Schweden; denn der große Lärm, den die Französischen und Schwedischen Gesandten zu Frankfurt gegen die vermeintlichen gefährlichen Absichten des Erzhauses Oesterreich erregt hatten, war von so großer Wirkung

auf

auf die Gemüther der übrigen Gesandten und ihrer Principalen gewesen, und hatte bey Erinnerung an die schrecklichen Drangsalen des dreyßigjährigen Krieges ihre Furcht vor einem neuen in einem so hohen Grad erweckt, daß sie, um diesen abzuwenden, nun gleichsam von sich selbst auf die Idee geriethen, es gebe kein kräftigeres Rettungsmittel, als eine feste Allianz. Die Theilnehmer an diesem Bündnisse waren eben die beyden Könige von Frankreich nnd Schweden, die Churfürsten von Maynz und Cölln, Pfalz-Neuburg, die drey Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, und der Landgraf von Hessen-Cassel. Anfänglich haben sich zwar auch Trier und Münster dieser Sache günstig erzeigt, und das Bündniß mitschließen geholfen, als es aber dazu kam, daß sie es unterzeichnen sollten, traten sie davon ab.

Der Zweck dieser Allianz sollte die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens, gegenseitiger Beystand gegen alle feindliche Angriffe, Verbot und Hinderung aller Durchmarsche, Einquartierungen und Contributionen seyn, zu welchem Ende bis 10000 Mann bereit gehalten werden sollten. Der König von Frankresch versprach in einem von seinen Ministern Lionne und Gramont am 5/15 August 1657 unterzeichneten Nebenrecesse, über den westphälischen Frieden gegen alle Uebertreter desselben zu halten; hingegen niemand weder in dem römischen Reiche, noch ausserhalb desselben durch dieses Bündniß

zu

zu beleidigen, noch die Churfürsten und Fürsten in den Spanisch-Französischen Krieg mit einzumischen, sondern vielmehr derselben Freyheiten und Gerechtigkeiten zu schützen, und zu solchem Ende den Allirten insgesammt, wie auch jedem einzelnen, mit 800 Mann zu Pferd, und 1600 Mann zu Fuß sammt zugehörigen Stücken auf eigene Kosten beyzuspringen Dagegen machten sich auch die allirten Deutschen verbindlich, nicht nur allein Frieden mit dem Könige zu unterhalten, sondern ihm auch gegen jeden Reichsstand oder Mitgenossen des Mensterischen Friedens, der seine Länder feindlich anfallen würde, beyzustehen y)." Nebst der Urkunde dieses Bündnisses ward zu gleicher Zeit eine Ordonanz, wornach sich die Truppen der Allirten zu halten haben, und eine aus neun Artikeln bestehende Instruktion für den Kriegsrath der Verbundenen aufgesetzt.

Das sonderbarste von diesem Bündnisse war, daß man das erstemal katholische und noch dazu geistliche Fürsten mit protestantischen, und dem ihnen nur erst so furchtbar gewesenen Schweden sich vereinigen sah. Der zu Frankfurt anwesende päbstliche Nuntius machte zwar sehr nachdrückliche Einwendungen, es würde, sagte er, eine Sache von sehr schädlichem Beyspiele seyn, wenn sich katholische Geistliche Fürsten wollten gebrauchen lassen, zur Erhaltung, oder wohl

y) Theatrum europæum T. VIII. p. 526.

wohl gar zur Vergrößerung der protestantischen Partey in Deutschland mitzuwirken. Allein die französische Beredsamkeit wirkte auf die Deutschen Fürsten stärker, als jene, die von Rom kam, besonders da jene durch die Umstände der Zeit, und durch die gegegenwärtige Furcht vor den Uebeln eines neuen Krieges unterstützet wurde.

Ein anderer eben so seltsamer Umstand der rheinischen Allianz war dieser, daß der König von Schweden nur als Herzog von Bremen und Werden, und als Herr von Wismar, und nicht auch als Herzog von Pommern in den Bund aufgenommen ward. Man ließ ihm nur auf den Fall die Hoffnung der Aufnahme übrig, wenn er nach Endigung des Polnischen, und der daher rührenden Kriege als Herzog von Pommern in die Allianz einzutreten wünschte. Hatte er durch den Westphälischen Frieden das Recht erhalten, daß ihm seine Mitstände den Besitz von Bremen sicher stellen mußten; warum nicht auch den von Pommern? Oder ward Deutschland der Gefahr ausgesetzt, daß durch den Angriff von Bremen der Krieg sich in sein Inneres verbreiten dürfte; warum nicht auch durch einen Angriff von Pommern? Das Problem löseten sich die Verbündeten dadurch auf, weil Pommern zu weit entfernet sey, als daß Deutschland von einem Angriffe auf selbiges etwas zu befürchten hatte; Bremen hingegen viel näher liege,

und

und überhaupt in einer nähern Verbindung mit Deutschland stehe.

Mazarin, der die Haupttriebfeder dieses Bundes war, und den Deutschen Fürsten nicht alles sagte, was er im Sinne hatte, vielmehr sich ein Vergnügen daraus machte, wenn er sie hintergehen konnte, hatte weit andere Absichten. Wie sich jene nach der Beylegung des Schwedisch-Polnischen Krieges sehnten: so wünschte dieser schlaue Minister die Verlängerung desselben. Daß der Kaiser sich schwächte, und daß auch Schweden seine Kräfte zusetzte, davon war ihm eines so angenehm als das andere. Jener setzte sich dadurch von selbst außer Stand, den Spaniern nachdrucksamen Beystand zu leisten; und dieses vergrößerte seine Abhängigkeit von Frankreich, jemehr es seine eigenen Kräfte aufzehrte. Was für einen Lauf auch die Sache nehmen mochte, so stand es ihm allemal frey, ihr eine vortheilhafte Wendung zu geben. Nach seiner Rechnung war es demnach um so vortheilhafter, den gegen Schweden verbündeten Mächten Pommern frey zu geben, weil nicht nur der Krieg dadurch neue Nahrung erhielt, sondern sich leicht noch weiter erstrecken konnte; denn es gab schwache Köpfe genug in Deutschland, die einen Angriff auf Pommern als eine Verletzung des westphälischen Friedens betrachteten, bloß, weil vermöge desselben Pommern an Sweden abgetreten worden.

Die andere Mazarinische Hauptabsicht, die beym Verbote der Durchzüge zum Grunde lag, mögen wohl die Verbündeten zur Genüge eingesehen haben, ohne jedoch eine Hinderniß in den Weg zu legen. Spanien zu schaden, allen Spanischen Einfluß auf Deutschland zu hindern, war auch bey dem sichtbar sich nähernden unendlich gefährlicheren Französischen Einfluße an manchen Deutschen Höfen eine eben so kleinliche als übel verstandene Politik. Dadurch erhielt also Mazarin, daß, wenn auch der Kaiser ungeachtet seiner Kapitulation sich in den Spanisch-Französischen Krieg mischen wollte, er doch gehindert wäre, den Spaniern durch Deutschland Hülfsvölker zuzuführen. Zugleich wurden denselben alle Werbungen in Deutschland abgeschnitten, ohne welche sie kaum im Stande waren, ihre Heere vollzählig zu erhalten. Der rheinische Bund hatte daher wirklich einigen Einfluß auf den im nächsten Jahre geschlossenen Pyrenäischen Frieden; und Deutsche Fürsten begünstigten die nun nicht mehr verdeckten Absichten Mazarins und seines Hofes auf die Spanische Monarchie.

Das bey dem Bunde sowohl, als bey den folgenden Französischen Handlungen zum Grunde liegende System schildert ein einsichtiger Mann. „Anstatt offenbar Gewalt zu brauchen, wie während des dreyßigjährigen Krieges, schien es dem Franzosen ein kürzerer Weg zu seyn, einige Deutsche, und besonders

ders solche Fürsten, die dem Rhein nahe waren, durch einen Bund, und, wie man sagte, auch durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als wäre er für Deutschland äußerst besorgt, in den Streitigkeiten der Fürsten gern den Friedensstifter zu machen, denjenigen, die es verlangen, mit Geld und Soldaten ohne Verzug beyzustehen, und sich überhaupt so zu betragen, daß diejenigen, die eine Hülfe nöthig haben, sich für überzeugt halten mögen, die Freundschaft Frankreichs gewähre ihnen einen zuverläßigern Schutz, als der Kaiser, und die Gesetze des Reiches. Daß auf diese Art der gerade Weg zum Umsturze der Deutschen Freyheit gebahnet werde, besonders wenn einst der Mannsstamm in Oesterreich ausgehen sollte, muß Jedermann einsehen, wer nicht seinen Verstand verloren hat z)." Nur einigen Deutschen Fürsten fiel

z) Galloque compendiosior via fuit visa, nonnullos Germaniæ principes imprimis Rheno vicinos fœdere, & uti fama fert, annuis Stipendiis sibi illigare, in universum sese solicitum pro Germania ostentare, controversiis principum componendis se dare, in pecunia & milite petentibus submittendo alacrem se exhibere, id demque agere, ut quibus auxilio alique opus est, intelligant, certius sibi præsidium in amicitia Gallica, quam in Cæsare legibusque imperii positum. Hoc modo planissimum sterni aditum subruendæ germanicæ liberati stupidus fit, qui non animadvertat, præsertim si stirpem masculam austriacam deficere contigerit. *Severinde Monzambano* de statu Imperii Germanici. *Cap. VII. p. 570. seq. Edit. Hal. 1714.*

es nicht bey, Verdacht zu schöpfen, und so konnte der König von Frankreich ungehindert fortfahren, nach dem Rathe seines Ministers Lyonne sich Freunde im Reiche zu erwerben, und dadurch eine Trennung in demselben hervorzubringen; die Truppen derselben pünktlich zu besolden, damit sie keinen Vorwand hätten, ihre Gesinnung und Partey zu ändern, und sich alle diejenigen, die man in diesen Zeitumständen benützen könnte, verbindlich zu machen a). Wohin würde es wohl mit dem Deutschen Reiche gekommen seyn, wenn Frankreich diesem Plane beständig treu geblieben wäre?

Ob übrigens der Bund seiner Absicht entsprochen habe, ob er gemacht gewesen sey, Frieden und Ruhe in Deutschland zu erhalten, oder vielmehr das schon bestehende Mißtrauen zu vergrößern, gewaltsame Auftritte in und außer dem Reiche theils zu veranlassen, theils zu begünstigen und zu unterhalten, darüber waren die Meynungen sehr verschieden. Der Churfürst von Maynz glaubte das kräftigste Mittel gefunden zu haben, die Capitulation dadurch in ihrer Kraft zu erhalten; denn ohne diese Vorsicht, dachte er, würden es die Spanier durch ihren überwiegenden

a) Il me femble, que le Roi ne peut que continuer â faire ce qu'il a commencé, qui eft d'acquerir des amis dans l'Empire; qui le divifent, payer punctuellement leurs trouppes, afin qu'ils n'ayent aucun pretext de changer de fentiment & de partie, & intereffer tous ceux, que l'on pourra â profiteur eux mesmes. *Memoires de Mfr. de Lyonne au Roy* 1668. p. 11.

den Einfluß auf das kaiserliche Ministerium unfehlbar dahin bringen, daß der Kaiser ihnen Hülfsvölker schickte, und dadurch könnten die französischen Drohungen leicht in Erfüllung gehen. Dagegen äußerte sich der Churfürst von Brandenburg in einem Schreiben an den von Cöln: „Er müsse es für eine sonderbare Strafe ansehen, die der gerechte Gott über das Römische Reich verhängt, daß auch die vornehmsten Säulen desselben sich von dem rechten Wege, dasselbe in beständigem Frieden und sichern Ruhestand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen; er lebe aber dabey der festen Zuversicht, der Churfürst von Cöln werde sich nach reifer Erwägung der Sache zu andern Gedanken bewegen lassen, und zu denjenigen übertreten, die keine andere Absicht haben, als fremde Gewalt von dem römischen Reiche und dessen gänzlichen Umsturz, der allein von dem Gegentheile gesucht werde, abzuwälzen b).“ Ungeachtet seiner mächtigen Gegner ward dieser Bund am 31sten August 1660 zu Frankfurt noch auf drey Jahre, am 25sten Junius 1663 noch ferner auf eben so viele, und endlich am 25sten Februar 1667 zu Würzburg noch auf einige Zeit erstrecket.

Mit diesem Bunde stand auch die von dem letzten Reichstag angeordnete, und durch das Zwischenreich einigermassen unterbrochene Reichsdeputation in einigem Zusammenhange. Die Mitglieder dieser Versamm-

b) Theatrum Europ. Tom. VIII. p. 533. *seq.*

sammlung waren es eigentlich gewesen, bey welchen die Gesandten der Kronen Frankreich und Schweden ihre gehäßigen Beschwerden gegen das Erzhaus Oesterreich erhoben, und vermittelst der Furcht, in einen verderblichen Krieg gezogen zu werden, zuerst die Sehnsucht nach einer Verbindung zur Erhaltung der gemeinsamen Sicherheit aufgeweckt hatten. Bey dieser Gelegenheit zeigte es sich deutlich genug, wie fest besonders der Churfürst von Maynz, als der Hauptbeförderer dieser Allianz, an Französischer und Schwedischer Seite hänge; eine dem gesammten Deutschen Reiche eben so nachtheilige Sache, als dem Interesse des kaiserlichen Hofes. Um die Deputation für die Zukunft aus der Vormundschaft des Churfürsten von Maynz zu befreyen, verlangte der Kaiser, man sollte den Sitz derselben nach Nürnberg verlegen. Der Churfürst von Brandenburg, der, weil er mit Schweden in keinem guten Vernehmen stand, ein eigenes Interesse hatte, alles dasjenige, was desselben Vortheil befördern könnte, zu hindern, gieng noch um einen Schritt weiter, als der Kaiser, und wünschte wohl gar die gänzliche Auflösung der Deputation. In einer Conferenz mit der kaiserlichen Gesandschaft beklagte er sich höchlich, daß Churmaynz weder den Kaiser, noch die sämmtlichen Churfürsten um die Ausschreibung der Deputation ersuchet, sondern dieselbe sich allein zugeeignet habe. „Der Deputationstag, sagte er, habe bisher wenig gefruchtet.

Ob

Ob es dann nicht besser wäre, ihn aufzuheben? ob er dann nicht etwa durch einen Reichstag könnte weggebracht werden? Zumalen da die Deputirten mit ihren Relationen nicht nur die Stände im Reiche irre machen, sondern auch die Schwedische Partey, wie bisher, halten würden. Sollte aber die Deputation je fortgesetzt werden, so möge man immer ihren Sitz nach Nürnberg oder Regensburg verlegen, damit man desto eher zu einem Reichstage gelangen könne. Ein solcher sey um so nöthiger, da der Churfürst von Maynz die Bestimmung der Deputation weiter, als auf dem jüngsten Reichsabschiede verglichen worden, und zwar auf solche Sachen zöge, die ihrer Art nach auf einen allgemeinen Reichstag gehörten. Zudem würde der Churfürst bey der Deputation zu Frankfurt das Direktorium führen, und mit Frankreich und Schweden vorher alles heimlich abmacheu c)." Allein ungeachtet dieser ernstlichen Einwendungen erreichte weder der Kaiser, noch der Churfürst von Brandenburg seinen Zweck, und obwol dieser in einem Schreiben an Churmaynz gegen die Reassumtion der Deputation, und gegen den Ort, wo sie sich versammeln sollte, feyerlich protestirte; der Oesterreichische Gesandte aber, und Direktor im Fürstenrathe aus Mangel einer Vollmacht sich weigerte, bey den Deputationskonventen zu erscheinen: so ward doch dieselbe weder aufgehoben, noch nach Nürnberg oder Re-

c) Theatrum Europ. Tom. VIII. p. 509.

Regensburg verlegt. Der Churfürst von Maynz fuhr fort, die Deputirten Stände zu beschreiben, und die Deputation fieng am 8ten Jäner 1659 (nach altem Styl am 29sten December 1658) zu Frankfurt wieder an. Der Churfürst von Brandenburg hatte wohl auch nicht Unrecht, wenn er die Deputation wegen einer Parteylichkeit zum Besten Schwedens im Verdacht hatte; denn nicht nur Churmaynz hatte die Ratifikation der Rheinischen Allianz in Ansehung dessen was die Krone Schwedens betraf, auf sein Gesuch nicht verschoben, sondern die Deputirten zu Frankfurt gaben bald darauf ihre Neigung zu dieser Krone dadurch zu erkennen, daß sie dem Kaiser zum Vergleiche mit derselben die Vermittlung des Reiches vorschlugen. Ja, am 27sten Februar 1660 verlangten sie sogar in einem Schreiben an den Kaiser, daß er seine und die Brandenburgischen Völker aus dem Schwedischen Pommern abführen möchte. Es traf also auch dießmal ein, was man gewöhnlich bey solchen Vorfällen bemerkrt; jeder Theil will Recht haben; jeder hängt seiner Meinung desto eifriger an, jemehr er Widerspruch findet. Ohne einen Schritt zu weichen, blieb der Kaiser beständig auf dem Grundsatze, man müsse die Deputation nach Nürnberg verlegen; noch immer verlangten andere anstatt der Deputation einen Reichstag; mit einer Standhaftigkeit schlug Churmaynz das erste aus, und suchte das andere zu hindern; den Schiedrichter in dieser Sache

mach=

machte endlich ganz unerwartet der Türke durch einen Einfall in Siebenbürgen und Ungarn, wie wir bald hören werden. Da die dem Erzhause Oesterreich und selbst dem Deutschen Reiche drohende Gefahr einen Reichstag nöthig machte, so ward nun die Deputation durch denselben überflüssig gemacht, und sie gieng, weil sie nicht mehr wirken konnte, von sich selbst auseinander.

Drittes Kapitel.

Fortgang des Schwedisch-Polnischen Krieges. Friede zu Roschild. Absichten des Königs von Schweden auf Dänemark. Oesterreich-Brandenburgische Allianz. Friede zu Oliva.

Der Schwedisch-Polnische Krieg, welcher während dieser Begebenheiten seinen Fortgang gehabt, hatte indessen gewissermassen eine andere Wendung genommen. Wenn sich am Anfange desselben alles für Karl Gustav günstig erzeigt hatte, so schien ihm das Glück jetzt nicht mehr so vollkommen geneigt zu seyn. Er hatte zwar einen Alliirten an dem Siebenbürgischen Fürsten Ragoczi erhalten; es konnte ihm aber nicht

nicht entgehen, daß dieser bey der neuen Allianz mehr sein eigenes Interesse vor Augen habe, und, wenn ihm seinem Wunsche nach die Polen ihre Krone antrügen, er seine Alliirte insgesammt, so viel an ihm läge, aufopfern würde; und was noch bedenklicher war: Ragoczi konnte mit seinen in der Eile zusammengerafften Leuten ihm wenig Dienste leisten, wenn er auch wollte. Dagegen waren 14000 Mann Kaiserliche bereits in Polen eingerückt; der König von Dänemark erklärte unter dem Vorwande, sich gegen verschiedene Beleidigungen und nicht erledigte Beschwerden in Betreff der Schiffarth Hülfe zu verschaffen, fast zu gleicher Zeit, am 1sten Junius 1657 den Krieg, und überzog Bremen, in der festen Hoffnung, Karl Gustav werde so viel in Polen zu thun finden, daß er nicht vermögend seyn werde, ihm Widerstand zu leisten. Chur-Brandenburg war im Begriffe, das nähmliche zu thun; und was noch schlimmere Folgen für die Schweden hatte; Die Polen hatten sich aufgerichtet, und streiften in verschiedenen kleinen Korps allenthalben herum, schnitten die Zufuhr ab, ermüdeten die Hauptarmee, und machten, wenn sie auch nicht im Stande waren, ihren Gegner zu besiegen, ihm wenigst das Kriegführen in ihrem Lande so schwer, daß er sich entschloß, nur einige Besatzungen in Polen zurückzulassen, und mit seiner Hauptmacht auf den König von Dänemark loszugehen, um ihn gänzlich zu unterdrücken, ehe noch des-

dessen Allirte ihm Beystand leisten können. Den Marsch nahm er durch Brandenburg und Mecklenburg nach dem Hollsteinischen, und nachdem er gleichsam im Vorbeygehen die Dänen aus dem Bremischen vertrieben hatte, überschwemmte er Jütland, und seinem General Wrangel gelang es, die mit 5000 Mann besetzte Festung Friedrichsöde in der Nacht fast ohne Widerstand zu ersteigen und einzunehmen. Dadurch mächtig ermuntert, wünschte er noch im Winter nach Fühnen überzusetzen. Es fehlte ihm aber an Schiffen, und, wenn er sie auch gehabt hätte, so gestattete das Eis, mit welchem das Meer bedeckt war, keinen Gebrauch davon. Doch ohne sich zurückschrecken zu lassen, faßte er vielmehr den Entschluß, sich desjenigen als Mittels zur Ausführung seines Vorhabens zu bedienen, was andere für das größte Hinderniß ansahen, einen Entschluß, der für den vermessensten und abentheuerlichsten wäre gehalten worden, wenn er mißrathen wäre, und weil er gelang, alles über Gustavs Kühnheit und Glück in Erstaunen setzte. Er führte im Jäner 1658 das ganze Kriegsheer, Fußgänger und Reiter nebst Kanonen und Gepäcke über eine große Strecke des gefrornen Meeres, wie über eine Brücke, nach der kleinen Insel Bromsöe, und von da nach Fühnen, zum größten Schrecken der Bewohner des Gestades, welche nie nur einen einzigen Reiter diesen Weg machen gesehen. Nachdem die Hauptplätze von Fühnen,

Odensee und Nyeborg bezwungen waren, oder vielmehr sich selbst ergeben hatten, gieng der Zug nach Langeland, Laland, Falster, und endlich nach Seeland, als das Haupt der übrigen Inseln. Wie schauderhaft und gefährlich diese Unternehmung muß gewesen seyn, läßt sich einigermassen daraus abnehmen, daß gleich anfänglich das Eis an verschiedenen Plätzen brach, und zwo Schwedische Compagnien in das Wasser fielen. Dennoch rückte Karl Gustav unaufhaltsam fort, bis er an das Ziel seines Wunsches kam. Zwölf ganze Meilen hindurch hatte er die Armee über das Eis geführt, und der Weg von einer Insel zur andern hatte sich oft auf zwo bis drey Meilen erstrecket.

Wie dem Dänischen Hofe, dem König und dem Volke mag zu Muthe gewesen seyn, als sie auf eine so unerwartete Weise sich von einem feindlichen Heere umgeben sahen, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Darinn waren jedoch alle einig, daß man zur Abwendung des gänzlichen Unterganges alles mögliche versuchen müße, um einen Frieden zu erlangen, besonders da jetzt der König von Schweden den fliehenden Dänen mit seiner ganzen Armee bis nach Koppenhagen nacheilte, mit dem festen Vorsatze, diese Stadt anzugreifen. Schon war er nur noch zwo Meilen von derselben entfernet. Die Angst und Verwirrung der Einwohner überstieg beynahe alle Grenzen. Man hatte von andern Orten her alles nach

Kop-

Koppenhagen geflüchtet, und nun sah man es mit der größten Bestürzung der dringendsten Gefahr ausgesetzt; die Menge Menschen, welche dort mit Pferden und anderm Vieh zusammengeflossen waren, machten die Lebensmittel von Tag zu Tage seltener; das Eis hatte bey der größten Kälte alle Mühlen in unbrauchbaren Stand gesetzt, und es mangelte überdieß an Wasser. Aus Unmuth fieng schon alles an zu murren, und die Urheber des Krieges zu verwünschen. Diese Umstände beschleunigten den Fortgang der Unterhandlungen unter der Vermittlung des Englischen Gesandten Meadove; und so entstand der am 26sten Februar 1658 geschlossene Friede von Roschild, vermöge dessen die Dänen die Provinzen Halland, Schonen, Bleckingen, die Insel Bornholm, das Amt Bachus sammt dem Amte Trundheim, die Jurisdiktion im Fürstenthum Rügen, und den Zoll im Oresund abtraten. Schweden gab dagegen nur die eroberten Länder zurück d).

Diese Bedingungen waren viel zu hart, als daß man nicht leicht hätte vorhersehen können, daß der Friede von kurzer Dauer seyn werde; besonders wenn den Dänen von andern Orten her Beystand zugesagt würde. Es hatte sich der Churfürst von Brandenburg an dem Kaiserlichen, damals noch Königlichen Hofe für sie verwendet, daß dieser die in Polen stehenden Truppen, welche nach der Einnahme der Stadt Krakau

d) Theatr. Europ. l. c. p. 691.

lau die Winterquartiere in der Gegend von Posen bezogen, ihnen zu Hilfe schicken möchte. Allein nebst den ausserordentlichen Schwierigkeiten eines solchen mitten in einem der härtesten Winter zu unternehmenden Marsches, wollte man dem einmal gefaßten System zu Folge den Krieg so lange als die Kaiserwahl noch nicht vollbracht wäre, nirgends als in Polen führen, um sich keine Vorwürfe eines feindlichen Angriffes, oder der Veranlassung eines neuen Krieges zuzuziehen. Um jedoch auf jeden Fall vorbereitet zu seyn, ward jetzt die schon lange betriebene Allianz zwischen Oesterreich und Brandenburg berichtiget. Jenes sollte 12000 Mann, dieses 6000 stellen. Zuerst sollte man Pommern angreifen, und was man daselbst erobern würde, sollte den Völkern des Churfürsten überlassen werden. Auch sollte kein Theil ohne Einwilligung des andern mit Schweden Friede machen e).

Der Churfürst hatte zuvor mit dem Könige von Schweden gemeine Sache gegen Polen gemacht. Aber durch den mit der Krone Polen am 11ten Jäner 1658 zu Velau geschlossenen Tractat hatte er sich die Unabhängigkeit seines Herzogthums Preussen zuwege gebracht. Dafür, daß Polen ihm dieses Herzogthum abtrat, ward ausgemacht, daß der Churfürst mit dieser Krone anstatt der bisherigen Lehenspflicht durch einen ewigen Bund verbunden werden sollte. Dieß

zog

e) Ibid. Tom. cit. p. 581.

zog ihn von der Schwedischen Partey ab, und beförderte eine Offensiv-Allianz zwischen Polen und Brandenburg. Aus seinem neuen Tractat mit Oesterreich ließen sich nun seine fernern Absichten leicht errathen, nur daß die Vertreibung der Schweden aus Pommern kein so leichtes Werk war, als die um ihre eigene Existenz besorgten Polen zur Aufopferung ihrer ohnehin nicht viel bedeutenden Oberherrschaft über Preußen zu bringen. Karl Gustav war nicht nur der Mann nicht, dem man leicht etwas nehmen konnte, sondern den nur von weitem zum Unwillen zu reitzen, eine gefährliche Sache werden konnte. Seine widrigen Gesinnungen gegen den Churfürsten seit dem Rückzuge von Warschau hatte er in verschiedenen sehr ernsthaften, und mit vielen Vorwürfen erfüllten Schreiben an den Tag gelegt; und was noch mehr Nachdenken verursachen mußte: er hatte sich durch den so schnell gegen alle Erwartung erfolgten Frieden von Roschild freye Hände perschaffet, so, daß er nun dem Churfürsten, den Polen, und wenn er wollte, auf den Leib gehen konnte.

Der erste, der in diesen Umständen sein System änderte, und sich dessen Freundschaft zurück wünschte, war also der Churfürst. Otto von Schwerin und Daniel Weymann mußten als Gesandte nach Flensburg gehen, wo sich der König eben aufhielt. Karl Gustav ließ sie aber nicht einmal vor. Der Schwedische Minister Schlippenbach gab unter andern zur

Ursache an, es gezieme sich nicht, Gesandten der Feinde feyerlichste Audienz zu ertheilen. Daß Gustav auf solche Art nicht nur die Gelegenheit versäumte, sich eines mächtigen Feindes zu entledigen, sondern denselben durch eine so schimpfliche Behandlung noch mehr zum Unwillen reizte, mußte Jedermann unbegreiflich vorkommen. Umsonst suchte der Französische Gesandte Terlon ihm vorzustellen, wie vortheilhaft es für ihn seyn würde, den Churfürsten von der Partey seiner Feinde abzuziehen, oder wohl gar mit ihm die alte Freundschaft zu erneuern. In einem stolzen Tone verwarf Gustav seine Anträge f). Dem Churfürsten blieb in diesen Umständen nichts übrig, als sich desto enger mit dem Kaiser zu verbinden, und seinem Feinde zuvor zu kommen.

Sonderbar, daß Gustav gerade zu der Zeit, als es des Churfürsten Freundschaft gleichsam mit Gewalt von sich stieß, jene des Kaisers suchte; vielleicht aus der entgegen gesetzten Ursache, weil keines der kaiserlichen Erbländer so gelegen war, daß es ihm zum Winterquartiere oder zur Erholung dienen konnte. Christian Biörnklov, der zuvor aus allen Kräften gegen Leopolds Erwählung zum Römischen Kaiser gearbeitet hatte, fieng nun auf einmal an, bey Vollmar sowohl als bey dem ehemaligen kaiserlichen Gesandten zu Stockholm, dem Baron Plettenberg, vom Frieden und der Freundschaft des Königs von Schweden

f) Memoires de Terlon, Tom. I. p. 133.

den zu reden. Er hatte sogar den Auftrag, wenn er bey Leopold einige Begierde nach dem Besitze eines Theiles von Polen entdeckte, sogleich auf folgende Weise mit ihm zu schliessen: Kleinpolen sollte an Oesterreich abgetreten werden: Großpolen sammt einem Theile von Pommerellen und Cujavien an Brandenburg: Beyde, Preußen nebst Curland und Samogitien bey Schweden bleiben, Lithauen zwischen den Kosaken und Moscowitern getheilt werden, das Uebrige, als die Ukraine, Podlachien und Rothreußen den vornehmsten Polnischen Familien erblich überlassen werden. Durch diese Theilung von Polen würde der Friede in einem Augenblicke hergestellt seyn. Alsdann würde der König sich von der Freundschaft der Franzosen zurückziehen, und mit Oesterreich sich genau vereinigen. Um diesen Plan zu betreiben, kam Nicolaus Brahe den dritten Tag nach der Wahl als außerordentlicher Gesandter zu Frankfurt an, ohne jedoch etwas ausrichten zu können; denn Leopold erklärte ein für allemal, daß, wenn den Polen und den Dänen das Ihrige nicht zurückgeben werde, keine Aussöhnung und Freundschaft statt haben könne g).

Nach diesen Grundsätzen ließ es Leopold auch geschehen, daß der inzwischen von seinen Generalen Montecuculli und Souches, den Polen und dem Churfürsten verabredete Operationsplan in Erfüllung gebracht

g) *Wagner* Historia Leopoldi M. Imp. T. I. p. 49.

bracht ward. Souches sollte in Polen bleiben, und Thorn belagern; Montecuculli, mit dem Churfürsten vereiniget, einen Angriff auf Pommern wagen. Das erstere geschah, obwohl die Uebergabe der Stadt erst spät erfolgte; letzteres aber ward in einem Angriff auf Jütland und Hollstein verändert. Schlippenbach hatte zwar den Brandenburgischen Gesandten auf das ernstlichste von einem nächst bevorstehenden Durchzuge des Schwedischen Heeres durch Brandenburg gesprochen. Da aber bald darauf Gustav sich einschiffte, glaubte man, er würde zu Wasser die Rückkehr nach Polen nehmen. Alles erstaunte fast, wie im vorigen Winter, als bekannt ward, daß er gerade auf Koppenhagen zusegelte, und unter dem Vorwande, der König von Dänemark habe den Roschilder Frieden nicht getreu erfüllt, die Stadt jetzt förmlich belagerte. Die Eroberung derselben, und die gänzliche Unterjochung des Königsreichs Dänemark war in seinen Augen etwas Untrügliches. Alsdann erst, wenn er sich desselben bemächtiget hatte, sollten seine übrigen Feinde, Brandenburg und Polen, gedemüthiget werden.

Nach dieser unerwarteten Wendung der Dinge mußten nothwendig auch andere Vorkehrungen getroffen werden. Montecuculli und der Churfürst giengen, wie gesagt, nicht auf Pommern los, sondern nach Hollstein, um von dort entweder auf Dä-

nischen oder Holländischen Schiffen, die eben zu dem nämlichen Zwecke auf dem Wege waren, Koppenhagen beyzuspringen. Nachdem sie Gottorp mit Einwilligung des Herzoges besetzt hatten, geschah der erste Angriff auf die nur durch eine kleine Meerenge von Hollstein getrennte Insel Alsen. Von dieser konnte man ganz bequem in die übrigen Dänischen Inseln übersetzen. Der König von Schweden hatte daher den General Ascheberg mit dreyen Regimentern zu Pferd, und zweyen zu Fuß zur Vertheidigung hinterlassen. Die Landung wurde dadurch erschweret, daß die Schweden an der ganzen Küste, die Hollstein gegenüber lag, Verschanzungen aufgeführet hatten. Sie zogen sich aber bald zurück, nachdem Montecuculli von der etwas höhern Hollsteinischen stark auf sie kanoniren ließ. Die Kaiserlichen benützten diesen Umstand, setzten über, und umgaben noch in der Nacht Sonderburg, wohin sich Ascheberg geflüchtet hatte. Hätten sie nicht zween Tage auf ihr schweres Geschütz warten müssen, die Eroberung würde sehr leicht gewesen seyn. Der König auf alles aufmerksam, was den Seinigen begegnen konnte, schickte inzwischen einige Schiffe, um, wo nicht die Insel, doch die Besatzung zu retten. In diese warf sich Ascheberg mit solcher Furcht und Eile, daß er bis 3000 Pferde nebst einer Menge kranker Soldaten und Kanonen zurück ließ. Nicht so glücklich konnten sich die in Northburg gelegenen 600 Mann

retten. Sie wurden gezwungen, sich zu ergeben. Weitere Fortschritte hinderte die heftige Kälte, welche bereits eintrat. Nur das von den Schweden besetzte Coldingen in Jütland wurde erobert, und man nahm sodann in einem Theile desselben so, wie in Hollstein, die Quartiere.

Der König Friederich von Dänemark vertheidigte inzwischen mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit seine Residenzstadt Koppenhagen. Wo die Gefahr am stärksten war, pflegte er sich gemeiniglich einzufinden. Indem er oft mit wenigen Leuten einen Ausfall wagte, flößte er sowohl der Besatzung als der Bürgerschaft durch sein Beispiel, durch Leutseligkeit und Freygebigkeit Muth und Standhaftigkeit ein. Zuletzt würde er dessen ungeachtet seinen Feinden haben weichen müßen, hätte ihn nicht die unter dem berühmten Admiral Ruyter herbeygeeilte Holländische Flotte aus dem Gedränge gebracht. Da die Schweden den Oresund mit der Ihrigen besetzt hielten: mußte sich Ruyter die Durchfahrt durch ein Treffen öffnen, in welchem er unter den Augen des Königs von Schweden, der von Cronenburg aus, einen Zuschauer abgab, fünf Schwedische Schiffe in Grund schoß, eines verbrannte, ein anders eroberte, und auf solche Art als Sieger zu Koppenhagen eintraf, wo er einige tausend Mann als Besatzung nebst einer Menge von Lebensmitteln und Kriegsmunition zur un-

unbeschreiblichen Freude der Einwohner an das Land setzte.

Jeder andere würde vielleicht in derselben Lage, in welcher sich Gustav befand, die Hoffnung aufgegeben haben, Koppenhagen zu unterjochen, besonders da die Schwäche seines Heeres täglich zunahm. Die meisten seiner Freunde, selbst die Engelländer und Franzosen riethen ihm, diesem Vorhaben zu entsagen, und lieber gegen seine Feinde, die Oesterreicher und Brandenburger, auf ihrem eigenen Boden loszugehen. Aber umsonst: Karl Gustav glaubte, in der Bezwingung der Stadt Koppenhagen die Entschädigung für alles Uebrige, was ihm begegnen könnte, zu finden. Die Stadt sollte nach ihrer Uebergabe geschleifet, und nur ein Fort zur Beschützung des Hafens und der Flotte beybehalten werden. Die Bewohner sammt den Privilegien sollten nach Malmöe oder Landskron versetzt werden, und er selbst wollte seine Residenz in Schonen aufschlagen. Nach dieser Eroberung glaubte er, unumschränkter Herr des Baltischen Meeres zu seyn, eine Flotte von hundert Kriegsschiffen, achtzigtausend Mann zu Fuß, und vierzigtausend zu Pferd zu haben. Auch zählte er auf die von Norwegen, und alle übrigen zu Dänemark gehörigen Provinzen, die sogleich, was das Kriegswesen betrifft, auf Schwedischen Fuß sollten gesetzt werden. Wenn er nur einmal, sagte er öfter dem französischen Gesandten Terlon, den er einer

großen Vertraulichkeit würdigte, sein Vorhaben in Ansehung Dänemarks würde ausgeführet haben, so dürfe er um das Uebrige nicht bekümmert seyn. Alle Fürsten und Staaten würden den König von Dänemark seinem Schicksale überlassen, keiner würde daran denken, demselben Beystand zu leisten, um ihn wieder in sein Königreich einzusetzen. Sie würden sich um die Wette bestreben, Kommerztraktaten mit ihm zu schließen, aus welchen er beträchtliche Vortheile zu ziehen gedenke. Theils durch diese Traktaten, theils durch Bündnisse werde er diese seine Eroberung so genau mit Schweden vereinigen, daß dieses Königreich allen seinen Nachbarn, ja, den entferntesten Völkern Furcht einjagen werde. Oft pflegte er auch zu sagen, und Schlippenbach wiederholte es: wenn er einmal Meister des Nordens seyn werde, wolle er mit einer mächtigen Armee zu Wasser und zu Land nach Italien ziehen, und wie ein zweyter Alarich Rom aufs Neue der Herrschaft der Gothen unterwerfen. Es ist wahr, schließet Terlon, daß dieser Fürst sehr ehrgeitzig war, und wahrscheinlich würde er durch sein ganzes Leben Krieg geführt haben h).

Wenigst läßt sich aus diesen Aeußerungen schliessen, warum er so eifrig nach dem Besitze der Stadt Koppenhagen trachtete. Er hielt sie auch von nun an bis an seinen Tod unausgesetzt blockirt. Um der Stadt

h) Memoires de *Terlon* T. I. p. 154. seqq.

Stadt von einer andern Seite her, Luft zu machen, nahm Montecuculli Friedrichsöde in Jütland eben so geschwind ein, als vor zweyen Jahren die Schweden es gethan hatten, so, daß die Besatzung sich zur See durch die Flucht retten mußte. Da er jetzt keinen Feind mehr auf dem Rücken hatte, griff er nebst den Brandenburgern Fennöe an, eine Insel vom geringem Umfange, aber deßwegen wichtig, weil sie die Landung auf Fühnen erleichterte. Obgleich die Schweden anfangs tapfern Widerstand thaten, mußten sie doch der Menge und Tapferkeit der Alliirten unterliegen, und was nicht auf der Stelle blieb, mußte sein Heil auf den Schiffen suchen. Nun ward der Lauf nach Fühnen selbst gerichtet, aber ohne glücklichen Erfolg. Nicht nur war die Küste, wo man immer eine Landung befürchtet hatte, stark befestiget, sondern der König konnte aus Seeland Verstärkungen schicken, so viel er wollte. Dreymal ward die Landung versuchet, und dreymal durch den Widerstand der Schweden vereitelt.

Die Ursache, warum diese Unternehmung nicht gelungen, suchen einige in dem widrigen Winde, einige in dem Abgange an Schiffen, und andere in der Tapferkeit der Schweden. Montecuculli selbst legt in seinen Berichten an den Kaiser die Schuld auf die Holländischen Schiffskapitaine, welche bloß mit Pulver ohne Kugel auf die Schweden geschossen hätten.

Daß die Holländer keinen Theil wollten zu Grunde gerichtet wissen, sondern beyde zum Frieden zu zwingen suchten, hat allerdings seine Richtigkeit.

Nachdem die Hoffnung, sich der Insel Fühnen zu bemächtigen, und sodann den König selbst vor Koppenhagen aufzusuchen, gescheitert war: berathschlagte man von Seite der Alliirten, wohin der Lauf der Waffen ferner zu richten sey. Der Angriff von Pommern schien das natürlichste zu seyn. Allein der Churfürst von Brandenburg, obschon er selbst zu einer andern Zeit dazu gerathen hatte, und seine Begierde nach dem Besitze von Pommern keine Grenzen kannte, machte jetzt Schwierigkeiten.

Alle Zweifel wurden endlich durch den Angriff gehoben, den der General Souches auf Pommern mit 12000 Mann theils aus Polen gezogener, theils neu angeworbener Kaiserlicher Truppen unternahm. Leute, die bey allen politischen Begebenheiten zusammenhängende Plane der Cabinette voraussetzen, und wenn sie auch nicht vorhanden sind, durch Zusammenstellung mehrerer oder weniger Handlungen mit Gewalt zu erzwingen, und den Monarchen, sey es zu ihrem Vortheile oder Nachtheile aufzubürden suchen, überlegen nicht, wie sehr manchmal ein ganz zufälliger Umstand eine ganze Reihe unerwarteter Ereignisse veranlassen kann. Man war in Polen

der

der kaiserlichen Truppen äusserst müde. Zweyjährige Winterquartiere, die immer noch wenigst zum Theil nach der Sitte des dreyßigjährigen Krieges genommen und genossen wurden, hatten ihnen Abneigung und Haß bey den Einwohnern zugezogen. Ohne Gefahr konnte man sie nicht mehr in Polen lassen. Sie in den Erbländern beysammen zu behalten, hätte diesen große Beschwerden verursachet, und sie abzudanken gestattete der noch fortdauernde Krieg nicht. Souches schlug demnach die Abführung nach Pommern als ein Mittel vor, auf einer Seite sie großen Theils auf Kosten des Feindes zu unterhalten, und auf der andern den König von Schweden entweder zu zwingen, seine Kräfte zu theilen, oder durch die Wegnahme dieser Provinz zu schwächen, ohnehin konnte dieselbe, wenn sich der Krieg in die Länge ziehen sollte, als eine Vormauer und zur Deckung der eigenen Kaiserlichen Länder dienen.

Der Anfang dieses Feldzuges war ziemlich glücklich. Es gelang dem General Souches, sich der Greifenhager großen Schanze und des dortigen Oderpasses, der Festung Damen, der Stadt Camin, der Insel Wollin zu bemeistern; und da inzwischen Montecuculli aus Hollstein zurückkam, ward von den vereinigten Kaiserlichen und Brandenburgischen Truppen Demmin bezwungen, und sogar Stettin angegriffen. Diese feste Stadt vertheidigte sich aber

von

von dem 19ten September 1659 bis zum 4ten November mit solcher Tapferkeit, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte i). Bey Koppenhagen hatte zwar Karl Gustav noch ein Korps, dasselbe war aber nicht hinreichend, nur die Stadt zu bezwingen, viel weniger war es im Stande, seine andern weit aussehenden Plane auf alle Dänische Besitzungen auszuführen. Anstatt allen seinen Nachbarn Schrecken einzujagen, kam er selbst so sehr in das Gedränge, daß er die Aussöhnung, wenigst mit einigen, für einen großen Gewinn ansehen mußte. Dazu ertheilte ihm Mazarin, nachdem er endlich durch den in eben diesem Jahre geschlossenen pyrenäischen Frieden dem Französischen Reiche die so lange gewünschte Ruhe gegeben hatte, ernstlichen Vorschub. Selbst in diesem Frieden ward als ein besonderer Artikel festgesetzt, daß sich beyde Kronen, Frankreich und Spanien, Mühe geben wollten, auch den Frieden in Norden zu befördern.

Man schritt auch sogleich ernstlich zur Ausführung dieses rühmlichen Vorhabens. Schweden und Polen hatten bereits Kommissärs ernannt, welche die Friedensunterhandlungen anfangen sollten. Nun gelang es dem Französischen Gesandten Herrn de l'Ombres zu bewirken, daß man auch die Kommissärs der Allirten Polens, nämlich die Kaiserlichen

i) *Theatrum Europaeum.* T. VIII. p. 1070.

chen und Brandenburgischen Bevollmächtigten zuließ. Die Conferenzen nahmen am 17/27sten Jänner 1660. ihren Anfang. Da es ungewieß war, ob ein Friede wirklich erfolgen würde, oder welchen Ausgang die Unterhandlungen nehmen möchten: so fuhr während derselben eine jede der kriegführenden Mächte fort, sich zu einem neuen Feldzuge zu rüsten. Karl Gustav, der dem Beyspiele der Uebrigen in diesem Stücke folgte, hatte eben die Stände seines Reiches zu Gothenburg versammelt, und von denselben angenehme Zusicherungen einer kräftigen Hülfe bekommen: als ihn unvermuthet ein Fieber ergrieff, und der Tod ihn am 13/23sten Februar aus der Welt wegraffte. Durch die anhaltenden Strapazen einer kriegerischen Lebensart, durch rastlose Thätigkeit, durch die beschwerlichsten Marsche in der rauhesten Witterung, durch Schlaflosigkeit und beständiges Nachdenken hatte er seine Gesundheit geschwächet. Aber es ist wahrscheinlich, was viele glaubten, daß noch mehr, als alle dieses Ungemach, der unaussprechliche Gram eines über alles Maaß ehrgeitzigen Fürsten, über den Rückgang seines Kriegsglückes im letzten Feldzuge heimlich an seinem Leben gezehret habe. Die Friedensunterhandlungen giengen indessen ungeachtet dieses Vorfalles ihren Gang fort, und man rückte endlich, nachdem man gegenseitig viele Schwierigkeiten überwunden hatte, so weit fort, daß der Friede

zwi-

zwischen Schweden auf der einen, und Polen, dem Kaiser und Churfürsten von Brandenburg auf der andern Seite am 23sten Ap. alten, oder 3ten May neuen Styls zu Oliva geschlossen wurde. Der König von Polen begab sich darinn seines Anspruches auf die Krone Schweden, und trat an dieselbe jenen Theil Lieflands, der jenseits des Flusses Düne liegt, nebst der Insel Rühnen, und jedes Recht zu Esthland und Oesell ab. Im Gegentheile behielt sich Polen den mittägigen Theil von Lifland vor, welchen der König vor und während dieser Kriegszeit besessen hatte, und Schweden verband sich, Marienburg und Elbingen, wie auch alle Oerter in Preußen, in welche Schwedische Besatzung anzutreffen, der Krone Polen zurückzustellen. Die beyden Alliirten, der Kaiser und der Churfürst von Brandenburg gaben den Schweden alles, was sie erobert hatten, zurück k). Mit dem Frieden zwischen Schweden und Dänemark verzog es sich länger, und die Feindseligkeiten dauerten beyderseits noch einige Zeit fort. Erst am 24sten März traten die Bevollmächtigten beyder Kronen dieser Absicht wegen in Conferenzen zusammen, worauf endlich der Friede am 27sten May zum förmlichen Schlusse kam. Jede Parthey entsagte darinn allen zum Nachtheile der andern eingegangenen Bündnissen. Dänemark gestand den Schwedischen Schiffen und Gü-

k) Ibid. p. 1255. seqq.

Gütern die Zollfreyheit durch den Sund und Belt zu, bestätigte der Krone Schweden alle jene Provinzen und Oerter, welche durch den Frieden zu Roschild derselben zugefallen waren, und trat derselben die Gerichtsbarkeit über einige im Fürstenthume Rügen gelegene Güter ab. Schweden räumte dagegen der Krone Dänemark alle eroberten Inseln und Festungen sammt der Stadt und dem Amte Sruntheim wieder ein, und begab sich seines Anspruches auf Delmenhorst und Ditmarsen l). Eigentlich hatten alle diese streitenden Partheyen außer dem, was sie schon zuvor besessen hatten, nicht viel gewonnen; und wenn mann auf den großen Aufwand von Geld und Menschenblut, auf die verwüsteten Provinzen und auf das Elend der im Kriege verunglückten Unterthanen hinblicket, vielmehr verlohren.

l) Loc. cit. p. 1269. seqq.

Vier-

Viertes Kapitel.

Verfolgung des Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy durch die Türken, und daraus entstandene Unruhen. Krieg des Kaisers mit der Pforte. Anfang des beständigen Reichstages.

Leopold hatte kaum angefangen, an diesem Nordischen Kriege einen lebhaften Antheil zu nehmen, als er in einen neuen verwickelt ward, der ihn selbst unmittelbar angieng, und dem Innersten seiner Länder die Gefahr der Verwüstung drohte. Weil Deutschland selbst auch großen Theil daran genommen, so wird es nicht überflüssig seyn, auf dessen Ursprung zurückzukehren. Eigentlich erwuchs er aus dem Schwedisch-Polnischen, und es muß dieses um somehr befremden, da der Kaiser und die Pforte in Ansehung desselben ganz gleiche Grundsätze hegten: kein Theil wollte die Polen unterdrückt, keiner die Schweden als seine Nachbarn sehen. Daher stammte der Unwille der Pforte gegen den unter ihrem Schutze stehenden Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy, weil er sich ungeachtet ihrer Abmahnungen und Befehle

mit

mit Schweden in ein Bündniß gegen Pohlen eingelassen. So traurig auch sein und seines Kriegsheeres Schicksal ausgefallen war (von den Tartarn und Pohlen geschlagen, hatte er kaum für seine Person eine sichere Rückkehre gefunden), so war es doch bey weitem nicht vermögend, ihn mit seinem trotzigen Schutzherrn, dem Türken, auszusöhnen. Ihr unerbittlicher Rathschluß gieng vielmehr dahin, ihn von seinem Fürstenthume gänzlich zu vertreiben. Der Bassa von Ofen, und die Kommandanten der Gränzplätze sollten eine hinlängliche Anzahl von Truppen in Bereitschaft halten, um denselben in Vollzug zu bringen, wenn er nicht gutwillig weichen wollte. Nach Türkischer Sitte wurden seine Residenten zu Constantinopel in das Gefängniß geworfen, und dem Kaiserlichen bedeutet, diese Zurüstungen seyen blos auf die Bestrafung der Rebellen, vornehmlich des Ragoczy angesehen, gegen Ungarn würde man keine Feindseligkeiten ausüben, sondern den Frieden fortsetzen. Dagegen mußte auf dem Siebenbürgischen Landtage zu Weißenburg ein Türkischer Chiaus im Namen des Großherrn erklären: Ragoczy sollte ohne allen Verschub seines Fürstenthumes entsetzt, und in Boros Jenö Türkische Besatzung eingenommen werden, wenn die Siebenbürger nicht gewärtigen wollten, daß man ihr Land mit Feuer und Schwerdt verheere.

Ragoczy sah bald, daß die Neigung der Siebenbürger mehr auf die Erhaltung ihrer Ruhe, als seiner Würde abziele. Er entschloß sich daher, den so dringenden Umständen nachzugeben. Auf seinen eigenen Vorschlag ward Franz Reday zum Fürsten gewählet, jedoch daß er, einer geheimen Verabredung gemäß, ihm das Fürstenthum wieder einhändigen sollte, wenn es ihm gelingen würde, die Pforte wieder für sich zu gewinnen. Allein sey es, daß er bald die Unmöglichkeit davon wahrnahm, oder daß sein unruhiger und zu herrschen gewohnter Geist sich mit der stillen Ruhe des Privatlebens nicht vertragen konnte; genug, sein erstes Bestreben gieng dahin, auf seinen wichtigen Gütern in Ungarn acht bis zehntausend Mann zu sammeln, welche ihn in den Stand setzten, das ganze Land mit Verwirrung und Schrecken zu erfüllen. Durch die Unterstützung seiner vielen und mächtigen Anhänger brachte er es auch dahin, daß die Kommandanten von Boros Jenö, von Samosvivar und von Waradeyn ihm den Eid der Treue leisteten, und da er sich in einem fort verstärkte: drohete er den Siebenbürgischen zu Medgijes versammelten Ständen mit der Verwüstung ihres Vaterlandes, wenn sie ihn nicht sogleich als ihren rechtmäßigen Fürsten erkennen würden m). Eben die Glieder des Landtages, welche

m) *Wagner* Historia Leopoldi M. Cæsaris T. I. p. 73.

welche auf die Bedrohungen des Chiaus den Ragoczy nicht mehr zu ihrem Fürsten hatten haben wollen, damit ihr Land nicht von den Türken verheeret würde, wollten nun den Reday nicht, damit Ragoczy es nicht verheere. Jener mußte auf seine Güter wandern, und dieser bestieg fast ohne Widerspruch den Fürstenstuhl; aber mit so vielem Mißfallen der Türken, daß sie ihm aufs neue den Krieg ankündigten.

Da Leopold während dieser Vorfälle mit seiner Wahl zu Frankfurt beschäftiget war, hielten die zu Wien zurückgelassenen Minister für nöthig, die Gränzen mit einem Korps Truppen zu besetzen, und den Ragoczy nicht ohne Hoffnung eines Beystandes zu lassen, damit er nicht aus Furcht von der Türkischen Uebermacht sich in Verbindungen mit der Pforte zum Schaden aller benachbarten Provinzen einlassen möchte. Nachdem der Plan von Leopold gut geheißen worden, mußte der Feldzeugmeister Hannibal Gonzaga in der Nähe von Preßburg einige Regimenter zusammen ziehen. Um jedoch den ohnehin zum Mißtrauen geneigten Türken keinen Anlaß zu einem bösen Verdacht zu geben, ward dem Bassa von Ofen erklärt, es sey blos auf die Erhaltung der Ordnung im Königreiche, und besonders an den Gränzen angesehen; den Ragoczy würde man nicht anders, als durch gütliche Verwendung bey der Pforte unterstützen.

Diese machte aber Ragoczy selbst unnütz, denn nach einem fruchtlosen Versuche, die Türkischen Minister durch gute Worte und Geschenke zu gewinnen, setzte er seine einzige Hoffnung auf seinen Säbel und Muth. Anfänglich schien das Glück sich auf seine Seite zu neigen; er schlug den an der Zahl ihm weit überlegenen Bassa von Ofen bey Arad aus dem Felde. Aber bald näherte sich der Großvezier selbst mit einer neuen Armee von 45,000 Mann, der er nicht widerstehen konnte. Er sah sich genöthiget, sich auf seine Güter in Ungarn zurückzuziehen. Die auf solche Art der Türkischen Wuth preisgegebenen Siebenbürger wußten kein anderes Mittel, sich zu retten, als dieses, daß sie den Achatius Barczay an den Großvezier abschickten, und durch ihn um Frieden bitten ließen. Sie erhielten auch denselben mit der Bedingung, eben diesen Barczay zum Fürsten zu wählen.

Ragoczy, zum zweytenmale seines Fürstenthumes entsetzt, wandte sich nun mit Ernst um Beystand an den Kaiserlichen Hof. Dieser hatte sich lange Zeit her in keiner solchen Verlegenheit befunden, als jetzt in Ansehung dieser äußerst heiklen Sache. Die Ungarn, die man um Rath fragte, waren größtentheils der Meynung, man müsse ihn nicht ohne Beystand lassen; die Kaiserlichen Räthe hingegen glaubten, man müsse, besonders in den gegenwärtigen Zeitumständen, den Zorn der Türken

nicht

nicht reizen. Die Kaiserlichen Heere seyen dermalen durch Dänemark und Schweden zerstreuet; man könne sie nicht mitten im Laufe ihrer Unternehmungen abrufen; es sey zu besorgen, der Türke möchte geraden Weges nach Oesterreich, oder wohl gar bis nach Wien dringen. Wenn auch Barczay wegen seiner Treue verdächtig wäre, so sey es doch besser, einen solchen Fürsten zu dulden, als sich ihn offenbar zum Feinde zu machen. Auch sey es wohl sehr zweifelhaft, ob man dem Ragoczy, oder dem Barczay mehr Treue zutrauen dürfe; der Ehrzeiz dieser beyden Herren sey gleich groß; um herrschen zu können, würde sich jeder von ihnen sich alles Mögliche erlauben. Dieser Rath der Kaiserlichen Minister behielt die Oberhand, und man ertheilte den Siebenbürgern die bestimmte Antwort: sie hätten von Oesterreich keinen Beystand zu erwarten n).

Da Ragoczy dessen ungeachtet nichts unversucht ließ, was ihn in seine vorige Würde wieder einsetzen könnte, ward die Pforte so sehr aufgebracht, daß sie seinen gänzlichen Untergang beschloß. Dem Kaiserlichen Residenten Renninger sagte der Großvezier, er sollte es seinem Herrn schreiben, man werde von Türkischer Seite nicht nachlassen, den Ragoczy als einen Hauptrebellen zu verfolgen, wo man ihn auch immer antreffen werde; wenn dem Kaiser der Friede lieb sey, so soll er ihn aus Ungarn

n) *Wagner* loc. cit. p. 77.

vertreiben, oder stranguliren lassen. Und ich, setzte der Vezier noch besonders hinzu, sage es euch im Vertrauen, daß Euer Herr nicht weiß, welche Schlange er im Schooße hege. Ragoczy ist ein Mann ohne Religion, ohne Dankbarkeit, und ohne Treue, und wenn es ihm möglich wäre, sich mit der Pforte auszusöhnen, würde er dessen ärgster Feind seyn.

Der eben in den Pohlnisch-Schwedischen Krieg verwickelte Kaiserliche Hof wollte sich keinen neuen Gefahren aussetzen, konnte sich aber auch nicht entschließen, dem in Ungarn sehr angesehenen und mächtigen Ragoczy das Gastrecht in diesem Königreiche, zumalen auf seinen eigenen Gütern und Festungen, zu versagen, besonders da die Türken keinen Anstand nahmen, auch den aus den kaiserlichen Ländern entwichenen Mißvergnügten Schutz und Aufenthalt zu ertheilen. Man hielt es für das Beste, daß Augustin von Mayenberg als Kaiserlicher Internuntius nach Constantinopel gienge, um die Aussöhnung mit dem Ragoczy zu bewirken, als welcher ohnehin durch den Verlust seines Fürstenthumes hinlänglich gedemüthiget sey. Clemens von Radoldt ward an Ragoczy abgeschickt, ihn zu ermahnen, daß er sich eine Zeitlang außer dem Königreich aufhalten, und in die Gespannschaften von Zattmar und Zakolsch mit Beybehaltung seiner Einkünfte Kaiserliche Besatzungen einnehmen solle, um

den

den Türken allen Vorwand zum Kriege zu benehmen. Weder zu dem einen, noch zu dem andern konnte sich Ragoczy entschließen, er getraute sich aber auch nicht, eine abschlägige Antwort zu ertheilen, sondern schickte einen Gesandten, Johann Medinaschi, nach Wien, welcher dem Kaiser das Weitere eröffnen sollte. Dieser suchte denselben vor allem zu einem offenbaren Bruche mit den Türken zu bewegen, und weil wegen des noch fortdauernden nordischen Krieges keine Hoffnung dazu vorhanden war, willigte er endlich in die Besetzung der zwo Gespannschaften, und namentlich der Festungen Zattmar und Kallo, mit der Bedingung, daß, wenn Ragoczy die Pforte besänftigen würde, alles in den vorigen Stand sollte gesetzt werden.

Unterdessen war auch Mayenberg an dem Orte seiner Bestimmung angelangt. Allein für Ragoczy war nichts zu erhalten; dem Kaiser selbst ward vielmehr nicht undeutlich gedroht. So lange er, hieß es, diesem Rebellen Aufenthalt in Ungarn gestatte, könne man auf seine friedlichen Gesinnungen nicht zählen. Der Internuntius antwortete: man müsse nichts fodern, was unmöglich sey; Ragoczy befinde sich nicht in den Händen des Kaisers, sondern auf seinen Festungen. Allein alle Vorstellungen waren vergeblich. Der Reis Effendi rieth dagegen, man solle den Ragoczy aus seinen Festungen locken, und stranguliren, auf diese Art

werde der Krieg vermieden, und der Friede befestiget werden. Zu förmlichen Unterhandlungen über die Beylegung der Streitigkeit konnte Mayenberg nie gelangen.

Siebenbürgen hatte in dieser Lage das traurige Schicksal mit andern Wahlreichen gemein, daß es beständig durch Factionen zerrissen ward. Sobald eine Parthey das Uebergewicht erhielt, verfolgte sie die andere mit unerbittlicher Wuth. Auch Barczay, so wenig befestiget sein Fürstenstuhl noch war, fieng doch an, die zahlreichen Anhänger des Ragoczy zu necken und zu drücken. Diese hingegen suchten aus Rache das Volk aufzuwiegeln. Dasselbe war wegen der vielen Bedrückungen, und besonders wegen der Erhöhung des Türkischen Tributs, wozu sich Barczay hatte verstehen müssen, ohnehin schwierig. Nachdem es ihnen fast nach Wunsch gelungen, riefen sie den Ragoczy selbst herbey, der sich bald mit bewaffneter Hand einstellte, den Barczay zwang, sich nach Temeswar zu dem dortigen Bassa zu flüchten, und sodann am 24ten October 1659. auf dem Landtage zu Maros Vasharhely einmüthig als Fürst anerkannt ward.

Um sich endlich einmal in dieser ihm schon so oft entrissenen, und nun wieder erlangten Würde zu befestigen, ließ er die demüthigsten Schreiben sowohl an den Kaiser, als an die Pforte abgehen, um von jenem Beystand, von dieser Gnade sich zu

erbitten.

erbitten. Aber an beyden Orten waren dieselben fruchtlos. Ersterer wollte und mußte erst den Ausgang der eben angefangenen Friedenshandlungen, an denen das Ende des Nordischen Krieges hieng, abwarten; und letztere fand in diesem neuen Unternehmen die höchste Stuffe der Beleidigung. Den Siebenbürgern wurde auf Befehl des Großherrn sogleich angedeutet, sie sollten den Barczay auf der Stelle wieder als ihren Fürsten erkennen, oder widrigenfalls Gefangenschaft, Sclaverey, Tod und die gänzliche Verwüstung ihres Landes gewärtigen. Dem Kaiserlichen Residenten zu Constantinopel ward erklärt, daß, wenn der Kaiser den Ragoczy nur im Geringsten unterstützen würde, man dieses als eine Kriegserklärung aufnehmen wolle.

Diese immer zunehmende Verwickelung der Siebenbürgischen Angelegenheiten war eine Ursache mit, warum der Kaiser so leicht die Hände zu dem Olivischen Frieden bot. Sobald derselbe geschlossen war, bekam Montecuculi Befehle, mit seinem Heere aus dem Mecklenburgischen den Rückzug in die Kaiserlichen Erbländer anzutreten, und Souches, der sein Quartier in Mähren hatte, mit 10,000 Mann in Ungarn einzurücken. Auch die Türken hatten sich bereits versammelt, und machten Anstalt, in Siebenbürgen einzubrechen. Ragoczy befand sich daher zwischen zwoen Armeen, von denen er keiner gewachsen war. Souches verlangte,

er sollte, seiner gethanen Zusage gemäß, die zwey Komitate von Kaiserlichen Truppen besetzen lassen; der Vezier trachtete ihm nach Fürstenthum, Freyheit und Leben. Nichts blieb ihm übrig, als jener schwärmerische Muth, den die Verzweiflung einzuflößen pfleget. Obschon er nur 6000 Mann beysammen hatte, erwartete er die Türken bey Klausenburg doch mit Unerschrockenheit; und da sie mit dem Angriff etwas zauderten, stürzte er sich mit 1000 Pferden auf ihren linken Flügel mit solcher Heftigkeit, daß er einige Stunden den Sieg im Gleichgewichte hielt, und ihn vielleicht wirklich würde davon getragen haben, wäre er nicht endlich durch die vierte Wunde, die er erhalten hatte, betäubt vom Pferde gesunken. Die Seinigen, dadurch aus der Fassung gebracht, überließen den Türken das Schlachtfeld, und suchten nur ihres Herrn Leben zu retten. Er mußte es jedoch einige Tage hernach am 6ten Junius 1660. zu Wardein, wohin man ihn gebracht hatte, aufgeben, ein Held, dessen Muth und Tapferkeit mit der Stärke seines Körpers in einem genauen Verhältnisse stand, ungeachtet seines trotzigen Aussehens doch kein schlimmer Fürst, übrigens aber ein unruhiger Kopf, und von einem unersättlichen Ehrgeize belebt, der, wenn er seine Kräfte besser zu berechnen, oder mit seiner Tapferkeit in das Ebenmaaß zu bringen gewußt hätte, allen seinen weit mächtigern Nachbarn furchtbar hätte werden können.

Nun hoffte man, die Türken, weil ihre Rachsucht befriediget war, würden jetzt ruhen. Vielleicht wäre es auch geschehen, wenn alle Siebenbürger nebst der Stadt Großwardein die Oberherrschaft des Barczay anerkannt hätten. Allein unter den erstern entstanden sogleich wieder Partheyen, wovon die eine hauptsächlich von des Ragoczy ehemaligem Feldherrn Keminy Janos genähret wurde; und die Stadt konnte sich nicht zur Unterwerfung entschliessen, weil sie fürchtete, Barczay möchte sie den Türken überliefern. Da diese sogleich Anstalt machten, dasjenige durch eine Belagerung zu erzwingen, was sie nicht durch Zureden und Drohungen erhalten konnten: fieng die Sache an, äußerst bedenklich zu werden. Das Besorgniß, sie dürften diese wichtige Vormauer von Oberungarn, und vielleicht ganz Siebenbürgen für sich behalten, ward allgemein. Ohne noch Befehle vom Hofe zu haben, that der in der Nähe sich befindende General Souches alles, was er konnte, um sie zu retten. Sie hatte nur 700 sogenannte Heiducken, die weder in den Waffen geübt, noch hinlänglich damit versehen waren, zur Besatzung. Souches bot dem Commandanten, Mathias Bologh, Verstärkung an, und ersuchte den Kaiser um die Vermehrung seines eigenen Corps, weil er unmöglich die von der Wittwe des Ragoczy nun herausgegebenen Gespannschaften Zattwar und Zabolsch besetzen, und zugleich im

Felde

Felde die Türken im Zaume halten könne. Drey Regimenter zu Fuß, und zwey zu Pferd mußten ihm auf Kaiserlichen Befehl unter dem General-Lieutenant von Stahremberg zu Hülfe eilen. Aber Bologh wollte keine Deutsche einnehmen; er getraue sich, sagte er, mit den Bürgern hinlänglich sich zu vertheidigen. Nach dem Berichte des Kaiserlichen Generals Souches soll ein reformirter Prediger den Commandanten zu diesem Schritte verleitet haben. Er habe nämlich, heißt es in diesem Berichte, den Bürgern vorgestellet, daß, wenn sie auch unterliegen müßten, die Oberherrschaft der Türken nicht so gefährlich für sie und ihre Religion seyn werde, als die Deutsche. Jener hatte aber bald Ursache, diesen Schritt zu bereuen: ehe er sichs versah, erschien eine Armee von 50,000 Mann vor Großwardein, und fieng an, es förmlich zu belagern. Der Kaiser war zu Grätz auf einer Reise in Inner-Oesterreich begriffen, als er die Nachricht davon erhielt.

Alsbald wurden die nächsten Ungarischen Magnaten dahin berufen, damit man sich bey ihnen Raths erhole. Sie sowohl, als die Deutschen Minister sahen die Erhaltung von Großwardein für eine Sache von der größten Wichtigkeit an. „Der Besitz dieser Festung, hieß es, würde den Türken den Weg nach ganz Oberungarn, und sogar nach Pohlen bahnen; ihre Oberherrschaft über Siebenbürgen,

bürgen, die Wallachey und Moldau würde dadurch für immer gesichert, ihre Feldzüge gegen Ungarn und die benachbarten Nationen außerordentlich erleichtert werden; sie würden nicht mehr nöthig haben, ihr Winterquartier jenseits der Donau zu nehmen; sondern in den gedachten Provinzen hinlänglichen Vorrath sowohl für ihre Winterquartiere, als für ihre Feldzüge finden; dieses würde sie in den Stand setzen, ihre Feldzüge ungleich früher zu eröffnen, als es nach ihrer bisherigen Art Quartiere zu nehmen möglich war" o).

Der Kaiser, durch die Wichtigkeit dieser Gründe überzeugt, ertheilte dem General Souches schriftliche Befehle, der Festung Großwardein zu Hülfe zu kommen, doch so, daß er sich in keine gefährliche Unternehmung einlasse. Deutlich sieht man diesem Befehle die Verlegenheit an, in welcher sich der Hof damals befand. Er wollte keinen Krieg, und that auf einer Seite zu viel, um ihn nicht herbeyzuziehen, wie auf der andern Seite zu wenig, um ihn, wenn er ausbrechen sollte, mit gehörigem Nachdrucke führen zu können. Souches fand aber alles anders, als es in dem Kaiserlichen Schreiben angegeben war. Die Garnisonen weggerechnet, hatte er nur 5000 Mann, also um die Hälfte weniger, als der Kaiser glaubte. Auch die Regimenter,

o) *Wagner* Historia Leopoldi M. Tom. I. p. 86. seq.

ter, welche Stahremberg herbeyführen sollte, waren viel zu weit entfernet, um seine Unternehmungen noch zeitlich genug unterstützen zu können. Kein Wunder also, daß Souches einen müßigen Zuschauer abgeben mußte, wie die Türken die gedachte Festung am 26ten August nach einer sieben und vierzigtägigen sehr scharfen Belagerung einnahmen.

So bedenklich in seinen Folgen der Verlust von Großwardein für Ungarn werden konnte, so würde ihn doch der Kaiserliche Hof aus Liebe zum Frieden vermuthlich ohne Ahndung übersehen haben. Bald aber kam neuer Stoff zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und der Pforte aus dem allezeit uneinigen, und in sich getheilten Siebenbürgen. Keminy Janos hatte unterdessen seinen Anhang so sehr verstärket, daß er öffentlich auftreten, und anstatt des so sehr gehaßten Barczay sich zum Fürsten ernennen, ja diesen sogar konnte ermorden lassen. Nichts stand ihm sicherer bevor, als fürchterliche Rache von Seite der Türken. Um dieser zu entgehen, ersuchte er den Kaiser durch den Dionysius Banfi und Martin Cassoni auf das dringendste um Beystand. Auch die Ungarn, theils durch das willkührliche und gewaltsame Verfahren der Türken in Siebenbürgen, theils durch die ihnen so nahe gebrachte Türkische Nachbarschaft zum Unwillen gereizt, unterstützten das Gesuch der Siebenbürger aus allen

Kräf-

Kräften. Ihre Zudringlichkeit war so groß, daß der Kaiser endlich beschloß, dem Keminy mit Nachdruck beyzustehen. Dagegen machten dessen Gesandten sich verbindlich, dem Kaiser zur Sicherheit einige ihrer Festungen einzuräumen, nichts einseitig mit den Türken zu verhandeln, die Kaiserlichen Truppen mit Lebensmitteln zu versehen, und dergleichen mehr. Die Ungarn versprachen einige tausend Mann durch den Weg der persönlichen Insurrection. Da in Oberungarn ohnehin schon der General Heister sich als Commandant von Zattmar befand, bekam er den Auftrag, die Siebenbürgischen Festungen Zewelheid, Kowar und Samos Vivar zu besetzen. General Stahremberg sollte sich an der Theiß lagern, um die Türken von dort aus zu beobachten; bey Comorren zog sich das Hauptkorps von 16,000 Mann im Julius 1661. unter dem obersten Befehlshaber Montecuculi zusammen.

Wenn man sich jemals an dem Kaiserlichen Hofe versprochen hatte, daß eine deutsche Armee in Ungarn wohl würde aufgenommen werden, so war es in den jetzigen Umständen. Allein gerade das Gegentheil zeigte sich bey dem ersten Eintritte. Anstatt der Complimente und Freudenbezeigungen begegnete man ihr mit Verwünschungen. Der Palatinus ließ sich sogar öffentlich vernehmen: „die Deutschen wüßten zwar den Weg in das Königreich, ob sie aber den Rückweg finden würden,

wäre

wäre sehr zweifelhaft; der Krieg könne nicht ohne Geld geführet werden, und wenn dieses nicht vorhanden sey, könne der Einwohner nichts als Beschädigungen und Gewaltthätigkeiten erwarten. Diese würden ihn verleiten, diejenigen, welche von dem Feinde oder von Krankheiten verschonet blieben, durch seinen Säbel aufzureiben." Dieser aufgeblasene und veränderliche Mann p) konnte mit sich selbst nicht einig werden; auf einer Seite war ihm Deutscher Beystand aus Noth schätzbar, auf der andern seiner Natur nach gehäßig. Die Furcht vor dem Feinde, und die Eifersucht gegen den Feind erhielt ihn beständig in der Besorgniß, der Raub entweder des einen oder des andern zu werden; das erstere, wenn sich der Sieg für ihn erklärte, und das letztere durch Aufzehrung der Lebensmittel, oder gar durch Unternehmungen, wodurch die Landesverfassung Gefahr laufen könnte. Ueberhaupt, wenn in solchen Umständen die von dem Beystande gehoffte Wirkung nicht so geschwind erfolget, als man wünschet, entstehet Mißtrauen, und zuletzt Entziehung des nöthigen Unterhalts, Haß und Feindseligkeit.

Dieser Umstand war es nicht allein, der den Kaiserlichen Waffen nicht viel Günstiges vorher verkündigte, sondern auch die veränderlichen Gesinnungen

p) Huomo d'ingegno tumido & volubile. Memorie di *Montecuculi*, p. 193.

nungen des Ministeriums. Zu Wien hatte man in Montecucul's Gegenwart, und auf dessen Anrathen den Schluß gefaßt, daß sich das Hauptkorps der Armee an die Donau halten, und entweder Gran oder Ofen zu bezwingen suchen sollte. Die Magazine waren schon wegen der Leichtigkeit des Transports an dem Flusse angelegt, der zu einer Belagerung erforderliche Vorrath an Geschütz und Munition beysammen, die Schiffbrücke zum Uebergange der Armee in Bereitschaft, ja selbst der Platz zum Lager zwischen Comorren und Totis ausersehen, als ein Eilbote bey dem Generale eintraf, mit dem Befehle, alsogleich nach Oberungarn, und noch weiter, wie es die Umstände zulassen würden, zur Unterstützung des Keminy zu marschiren. Bestürzung und Erstaunen ward dadurch über das ganze Heer verbreitet, besonders über den Anführer desselben, der alle seine bisherigen Bemühungen und Anstalten vereitelt, und die Hoffnung, sich so wichtiger Plätze zu bemeistern, verschwunden sah. Seinem Scharfblicke entgiengen auch die schlimmen Folgen eines so widersinnigen, und zu solcher Unzeit (es war eben im August) vorzunehmenden Marsches nicht. Selbst die wenigen Truppen, die bereits an der Theiß sich befanden, waren durch Mangel an allen Nothwendigkeiten fast aufgerieben. Nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke hatte man ihnen wegen der schlechten Wege zuschicken kön-

nen, und noch weniger Geld, weil die Wechsler keine Verbindungen mit den dortigen Gegenden hatten. An Vorräthe und Magazine war sowohl aus dieser Ursache, als wegen der widrigen Gesinnungen der Einwohner, nicht zu denken; da im Gegentheile schon mehrere Monate zu Comorren die Herbeyschaffung einer hinreichenden Menge von Brod war betrieben worden. Der Feldherr suchte alles dieses dem Ministerio begreiflich zu machen; mußte aber ungeachtet aller seiner Gegenvorstellungen den Marsch antreten. Denn, sagte man, dort muß die Arzney angewandt werden, wo das Uebel seinen Sitz hat. Als wenn nicht auch ein geschickter Arzt, erwiederte der Feldherr, eine Krankheit des Kopfes oder der Brust zuweilen durch eine Aderlässe am Arm heilen könnte!

Alles traf auf das genaueste ein, was Montecuculi vorhergesagt hatte, nur daß zuletzt nach dem unglücklichen Ausgange des Unternehmens Niemand den Rath dazu wollte ertheilet haben. Außerordentliche Beschwerlichkeiten für Menschen und Pferde, Mangel an Proviant, und daher sowohl, als aus dem ungewohnten Clima und dem schlechten Wasser entstehende Krankheiten, welche nicht nur den gemeinen Soldaten, sondern auch Generäle theils aufrieben, theils außer Stand setzten, zu fechten, waren das Loos dieser bedauernswürdigen Mannschaft. Ueberdies zeigten sich von den 10,000

Mann,

Mann, welche der Palatinus versprochen hatte, nur 150, und auch diese wurden zurückgerufen, als der Marsch nach Siebenbürgen gehen sollte. Die so unvermuthete Erscheinung einer christlichen Armee hatte indessen die Wirkung, daß Ali Bassa, der sich mit der Türkischen bey Hulst gesetzt hatte, eilig den Rückzug nahm, und dadurch die Gemeinschaft mit Siebenbürgen öffnete. Keminy, der unterdessen von den Türken war daraus vertrieben worden, vereinigte seine noch übrige 3000 Mann mit den Kaiserlichen, und versprach dem General, wenn er ihn mit seiner Armee zurück führen wollte, Anhang und Zulauf von Seite des Volkes, Lebensmittel im Ueberflusse, und überhaupt goldene Berge. So sehr seine Leute bereits geschmolzen waren, so faßte Montecuculi doch den Entschluß, nach Siebenbürgen zu rücken, um dem Ali Bassa, von dem es hieß, daß er in Klausenburg Stand halten würde, ein Treffen zu liefern, oder den Ort selbst wegzunehmen. Auch hier wich Ali Bassa den Kaiserlichen aus. Aber wie erstaunt waren diese, daß sie anstatt der Menge von Lebensmitteln, wodurch sie sich etwas erquicken könnten, kaum einen Vorrath von Brod auf einen Tag antrafen, und anstatt der gehofften Unterstützung von den Siebenbürgern, besonders von den Sachsen, vernehmen mußten, daß sie den Fürsten Abafft, den ihnen die Türken vorgeschlagen, bereits angenommen haben, und mit

Staatliche Bibliothek Bamberg

demselben zufrieden seyen, folglich des Kaiserlichen Beystandes nicht bedürften.

Da der größte Theil des Landes durch die bisherigen Kriege gänzlich erschöpft und verödet war, blieb nichts übrig, als Klausenburg zu besetzen, und mit der Armee, die bereits mehr einem beweglichen Hospital als ordentlichem Kriegsheere glich, den Rückzug durch die ebenfalls von dem Feinde verwüsteten, und durch den letzten Durchmarsch der Kaiserlichen vollends ausgesogenen Gegenden zu nehmen, woher man gekommen war, und sich endlich in Ungarn um Winterquartiere umzusehen.

Hier fand sich aber der Feldherr gegen alle seine Erwartung in einen Krieg ganz anderer Art verwickelt. Wenn man je in einem Zweige der zum Krieg erforderlichen Kenntnisse noch zurück war: so war man es in der Kunst, ein Heer ordentlich zu verpflegen. So lange die Regimenter in den Deutschen Erblanden sich aufhielten, bekamen sie ihren Sold vom Hofe, ihre Lebensmittel von den Ständen eines jeden Landes. Diese Art der Verpflegung war für den Hof gemächlicher, und zugleich konnte derselbe dadurch vieles ersparen, denn er hatte keine Verwaltungskosten zu tragen. Mit derselben war aber doch auch eine große Unbequemlichkeit verknüpfet. Sobald ein Regiment in ein anderes Land beordert wurde, zerrissen auf einmal alle Fäden, woran sein Unterhalt hieng. Dieser

Fall

Fall ereignete sich auch jetzt. Die immer gegen die Deutschen mißtrauischen, gewissermassen nach der Unabhängigkeit strebenden Ungarn versagten nun den Kaiserlichen Truppen die Winterquartiere. Einige Große verfielen sogar auf den abscheulichen Entwurf, die Landleute sollten bey der Annäherung der Deutschen ihre Häuser verlassen, ihren Vorrath an Getreid und Futter entweder mit sich nehmen, oder zuvor unter die Erde vergraben, keinem auch gegen Bezahlung die geringste Portion überlassen, und, wo sie einen Kranken fänden, oder einen allein anträfen, denselben niedermachen q). Wirklich thaten die Ungarn bey dieser Gelegenheit den Kaiserlichen allenthalben Abbruch, so viel sie konnten, und eine beträchtliche Anzahl derselben verlohr durch schändliche Verrätherey das Leben.

In einer so traurigen Lage, da die künftige Fortdauer des Türkenkrieges leicht vorher zu sehen war, glaubte Leopold, die große Last desselben aus eigenen Kräften nicht tragen zu können, und hielt für nöthig, sich um Unterstützung von außen umzusehen. Am Natürlichsten fiel sein Augenmerk zuerst auf das Deutsche Reich. Dieser Umstand war es endlich, der, wie bereits oben gemeldet worden, dem schon lange währenden Streite über die Frankfurter Reichsdeputation ein Ende machte.

q) *Wagner* loc. cit. p. 190.

Schon lange hatte der Kaiser gewünscht, daß die Deputation nach Regensburg verlegt werden möchte, dem Vorgeben nach, um schleunigere Communication mit ihr zu haben, in der That aber weit mehr, um sie dem überwiegenden Französischen Einflusse zu entziehen. Bis fünf Schreiben ließ er an den Churfürsten von Maynz ergehen, um ihn zur Einwilligung zu bewegen, und alle blieben fruchtlos, weil die Deputation, wie die Vertheidiger derselben sagten, von einem Reichstage angeordnet, und Frankfurt als der Versammlungsort bestimmet worden; von einem Reichsschlusse ließe sich außer der Beystimmung des ganzen Reiches nicht abgehen. Indessen riefen doch mehrere Fürsten als Glieder derselben dem Kaiser zu Gefallen ihre Abgeordnete zurück. Andere zeigten sich bereit, die Ihrigen nach Regensburg zu schicken, wieder andere verlangten, die Deputation in einen förmlichen Reichstag durch die Zusammenberufung der Stände zu verwandeln. Für das letztere gab endlich die immer dringendere Noth von Seite der Türken den Ausschlag. Der Kaiser hatte Gesandte an den vornehmsten Deutschen Höfen herumgeschickt; von einzelnen versprach er sich eher eine geneigte Aufnahme und Unterstützung. Da aber mehrere der Fürsten selbst zu verstehen gaben, daß eine Sache von solcher Wichtigkeit an das gesammte Reich müsse gebracht werden; einige sogar den ungegründeten

Verdacht schöpften, man wolle ihnen durch Unterhandlung mit jedem Einzelnen die Macht entziehen, ihre Gesinnung in einer ordentlichen Reichsversammlung durch förmliches Stimmengeben zu erklären r), so ward jetzt dadurch das, was der Kaiser schon lange gewünscht hatte, gleichsam durch sich selbst befördert, und der Reichstag auf den 8ten Junius 1662. nach Regensburg ausgeschrieben.

Es verflossen indessen sieben volle Monate, bis alle Reichsstände am 20ten Jänner neuen Styls zu Regensburg beysammen waren. Mit ihren Berathschlagungen verfuhren sie nicht weniger langsam. Der Erzbischof von Salzburg, den der Kaiser als seinen Principalcommissär zu dieser Versammlung abgeschickt hatte, stellte ihnen in beweglichen Ausdrücken die große Gefahr vor, in welcher die Deutschen Oesterreichischen Erblande schwebten, und trug darauf an, daß die Stände berathschlagen und beschließen möchten, wie man der fürchterlichen Macht des Türken widerstehen, und ihn von den Kaiserlichen Erbländern, als der Vormauer des ganzen Römischen Reiches, abhalten, ferners wie der Friede daselbst überhaupt erhalten, und dasjenige, was von dem Westphälischen Frieden her noch nicht gänzlich berichtiget sey, vollzogen werden könne. Allein über die Erörterung der einzigen Frage,

 welchen

r) *Theat. Europ.* Tom. VIII. p. 289.

welchen von diesen dreyen Punkten man zuerst in Berathschlagung nehmen wolle, verstrich beynahe ein Monat. Nach dieser langen Zeit kam man endlich darin überein, man müsse den Kaiserlichen Antrag auf einen Beystand gegen die Türken zuerst vornehmen, und entscheiden, ob man eine Hülfe nach Ungarn schicken, und wie stark dieselbe seyn sollte s)? Kaum fieng man nach der Erledigung dieses erstern Punktes an, sich über das Quantum des Beystandes zu berathschlagen, so brachten verschiedene Einwendungen, womit die Abgeordneten der Städte auftraten, das ganze Werk neuerdings auf einige Zeit ins Stecken. Siebenbürgen und Ungarn seyen außerhalb Deutschlandes gelegen; wem sie zugehören, der solle sie auch vertheidigen. Deutsche Gebeine lägen schon genug in diesen Gegenden: es sey unbillig, daß zum Nutzen eines Einzigen alle in das Feld ziehen sollten. Den Krieg habe ohnehin nur das unkluge Betragen der Oesterreicher erwecket; sie sollten die Fehler, die sie gemacht haben, nur selbst wieder verbessern t). Einige giengen noch weiter, und hielten wohl gar dafür, die Noth sey so groß noch nicht. Man sollte auch wohl fragen, meinten sie, wozu dann Oesterreich die starken Subsidien, zumalen jene an Geld, welche das Reich den Kaisern ehemals bewilliget hatte, verwendet habe

s) *Wagner* loc. cit. p. 120.

t) *Wagner* ibid.

habe u)? Diese Einwendungen wurden indessen bald durch die bessern Gesinnungen der meisten übrigen Reichsstände vereitelt. Etwas mehr Schwierigkeit hatte es mit der Beantwortung der Frage: ob die Hülfe gegen die Türken an Geld oder an Mannschaft sollte geleistet werden? Allerdings war es in vielen, zumalen kleinern Deutschen Fürstenthümern weit leichter, Mannschaft, als Geld zusammen zu bringen. Nebstdem, daß viele Unterthanen die Wunden, die ihnen der dreyßigjährige Krieg in Ansehung ihrer Wirthschaft geschlagen hatte, noch fühlten, hatten sich seitdem auch die Bürden, welche sie ordentlich zu tragen hatten, eher vergrößert, als vermindert. Denn so wie der Westphälische Friede die deutschen Fürsten gewissermassen erhoben, oder wenigst ihre Unabhängigkeit für immer bestätiget hat: so fiengen sie im stolzen Gefühle ihrer Größe an, in hohen Titeln, in Haltung eines prächtigen Hofstaates und in Aufwand verschiedener Art nicht nur einander selbst, sondern auch auswärtigen großen Monarchen nachzueifern. Alles dieses forderte eine beträchtliche Erhöhung ihrer jährlichen Einkünfte, wovon die Last natürlich auf den Unterthan fiel. Das Volk ist ohnehin gemeiniglich mißvergnügt, sobald es den Beutel öffnen soll; Mannschaft hingegen abzuliefern, ist für dasselbe keine so schwere Bürde. Es giebt kein Land in irgend einer

u) *Theatr. Europ.* Tom. cit. p. 842.

Gegend Deutschlandes, sey es auch noch so klein, in welchem sich nicht eine beträchtliche Anzahl brodloser Menschen, oder offenbarer Müßiggänger befindet. Wenn ein jeder Fürst diese in seinem Lande zusammenraffte, so könnte daraus leicht ein ziemlich ansehnliches Heer entstehen, und der kleine Abgang konnte aus dem platten Lande ersetzt werden, ohne daß man dadurch dem Landmanne sehr wehe that. Aus diesen Gründen, vielleicht auch aus andern gehäßigen Nebenabsichten, waren viele deutsche Fürsten, besonders die Mitglieder der Rheinischen Allianz, der Meynung, man müsse dem Kaiser nicht mit Geld, sondern mit Mannschaft beyspringen x). Sie erboten sich auch wirklich, 6520 Mann unter gewissen Bedingnissen zusammen zu bringen. Allein auf der andern Seite hatte diese Art Beystandes viel Unbequemes und Unzweckmäßiges. Bey der im deutschen Reiche gewöhnlichen Langsamkeit war es kaum zu erwarten, daß sich die bewilligten Truppen zu rechter Zeit an dem bestimmten Sammelplatze einfinden werden. Gesetzt aber, die Reichsstände wären diesmal wirklich von ihrer alten Gewohnheit abgewichen, so hätte Leopold doch nur eine Schaar ungeübter, wenig brauchbarer Leute erhalten. Es ließ sich sehr wenig Ersprießliches von einer Armee erwarten, die aus so heterogenen Theilen zusammen gesetzt war, die bey einer auffal-

lenden

x) *Wagner* Hist. Leopoldi M. Tom. I. p. 121.

lenden Ungleichheit in Ansehung der Gewehre, der Disciplin und der Geschicklichkeit in den Kriegsübungen nicht eben derselbe Geist der eigenen Theilnahme, nicht eben dasselbe Commando belebte, und bey welcher die ungleiche Art der Verpflegung Eifersucht und Mißvergnügen, die Verschiedenheit der Gesinnungen und Einsichten so vieler Anführer Widerspruch und Verwirrung erzeugen mußten. Auch stand dem Kaiser aus seinen eigenen Provinzen Mannschaft genug zu Gebot; nur am Gelde fehlte es ihm, sie zu unterhalten, und die Kriegsbedürfnisse beyzuschaffen. Aus eben dieser Ursache trug der Kaiserliche Principal-Commissär darauf an, man möchte seinen Herrn mit Geld unterstützen. Dieses Gesuch drang endlich nach vielen und mühesamen Berathschlagungen durch, und man bewilligte dem Kaiser fünfzig Römermonate auf ein Jahr.

Zu dem langsamen Gange dieses Geschäftes trug besonders die Eifersucht der Fürsten auf ihre Gerechtsamen sehr vieles bey. Der Westphälische Friede hatte ihnen Hoffnung gemacht, daß sie nächstens bey dem Entwurf einer beständigen Wahl-Capitulation einen wichtigen Antheil haben werden. Bisher war aber dieser Wunsch unerfüllt geblieben. Als daher der Kaiserliche Principal-Commissär auf diesem Reichstage das Ansuchen stellte, daß das Reich dem Kaiser eine hinlängliche Hülfe gegen die

Türken bewilligen möchte, drangen die Fürsten sogleich darauf, man sollte zuerst das, was die Festsetzung ihrer Gerechtsamen betrifft, wozu sie vorzüglich die Verfertigung einer beständigen Wahl-Capitulation rechneten, zuerst vornehmen, und sie erklärten, sie würden nicht eher die verlangte Reichshülfe bewilligen, als bis dieser wichtige Gegenstand berichtiget sey. Um ihrer Forderung mehr Nachdruck zu geben, errichteten sie am 20ten April sogar eine Verein unter sich, deren Absicht dahin gieng, ihre Gerechtsamen zu schützen. Obwohl sie sich nun nach vielen ernsthaften Einwendungen, da die Gefahr vor den Türken immer dringender wurde, durch wiederholte lebhafte Vorstellung derselben bereden ließen, dem Schlusse der Churfürsten beyzutreten, ehe ihr Verlangen in Ansehung der Capitulation befriediget ward, so standen sie darum doch von ihrer Forderung nicht ab. Man mußte den Entwurf derselben wenigst zum nächstfolgenden Gegenstand der Reichstägigen Berathschlagung machen. Der Churfürst von Maynz legte auch bereits dem Städtischen Collegium einen Entwurf vor. Wenn aber auch hier der Erfolg lehrte, daß Leute von so verschiedenen Gesinnungen und Absichten in Dingen, die ihr eigenes Interesse betrafen, nicht einig werden konnten: wie konnte man erwarten, daß in einer fremden Angelegenheit, wofür viele Reichsstände

den Türkenkrieg ansahen, etwas Fruchtbares zu Stande kommen würde?

Die Türken waren indessen immer weiter gedrungen; sie hatten einen Einfall in Ungarn gethan, hatten Neuheusel, Neutra, Novigrad, Levenz und Freystadt weggenommen, und sogar durch einen Einbruch in Mähren fast ganz Deutschland in Schrecken gesetzt. Diese Bestürzung kam dem Kaiser allerdings wohl zu statten, indem jetzt die Reichsstände schon im Februar des Jahres 1664. beschlossen, den gewöhnlichen Matricular-Anschlag an Geld oder Mannschaft dreyfach zu entrichten. Aber kaum war dieser Schluß gefaßt, so ertönten laute Klagen vieler Reichsstände, man lege ihnen eine größere Last auf, als sie zu tragen im Stande seyen; sie baten, man möchte doch eine Aenderung treffen, und ihren Anschlag mindern. Es ist wahr: seit der Zeit, da die Reichsmatrikel zuerst entworfen, und einem jeden Reichsstande angewiesen worden, wie viel er an Mannschaft oder Geld zu entrichten habe, hatte sich in Ansehung der Macht und Verhältnisse derselben sehr viel geändert. Kriege, Tod und Erbfälle, Verträge und viele andere Umstände hatten manchem Fürsten alte Länder entrissen, manchem andern neue zugetheilet. Es war unbillig, daß ein Fürst, welcher an Besitzungen und Einkünften merklich herabgekommen war, nun eben so viel leisten sollte, als zuvor. Das Widersinnigste

sinnigste bey dieser Sache war dieses, daß diejenigen, deren Vermögen seitdem durch Erwerbung neuer Länder und Renten sehr ansehnlich zugenommen hatte, sich dessen ungeachtet nicht dazu verstehen wollten, mehr zu thun, als wozu sie ehemals bey weit geringern Kräften verbunden gewesen waren. Jedermann war von der Wahrheit dieser Betrachtungen überzeugt; aber Niemand wollte oder konnte diese Verfassung in so kurzer Zeit ändern, und ein richtiges Ebenmaaß herstellen. Leopold mußte es daher geschehen lassen, daß am Ende kaum der dritte Theil der versprochenen Hülfe am bestimmten Orte sich einfand y). Aber auch alsdann hatte man noch mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es fehlte den Truppen an Proviant, an hinlänglicher Munition, ja beynahe an allem. Da sie von verschiedenen Gegenden her ohnehin sehr langsam zusammen kamen, so wurde ihr Marsch durch diesen Umstand noch ungleich mehr verzögert z).

Als die Reichsarmee endlich in Ungarn eintraf, kam es bald zu dem merkwürdigen Treffen bey St. Gotthard, welches endlich der Sache den Ausschlag gab. Hier lehrte aber der Erfolg augenscheinlich, was der Kaiserliche Principal-Commissär schon im verflossenen Jahre auf dem Reichstage voraus-

y) *Wagner* loc. cit. p. 137.

z) *Theatr. Europ.* p. 1120.

vorausgesagt hatte, daß man mit undisciplinirten, im Kriege ungeübten Soldaten wenig ausrichten werde. Denn als die Türken bey dieser Gelegenheit unter einem fürchterlichen Geschrey über die Kreistruppen herfielen, bemächtigte sich der Schrecken dieser mit den Gefahren des Krieges noch nicht bekannten Mannschaft so sehr, daß alles in Unordnung gerieth, und erstlich die ganze Reiterey, und hierauf auch ein großer Theil des Fußvolkes die Flucht ergriff a). Mit Mühe gelang es den Befehlshabern Montecuculi und Hohenlohe, die zerstreuten Haufen wieder zum Stande zu bringen. Nun rückten auch die Französischen Truppen, welche Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, dem Kaiser zur Hülfe geschickt hatte, unter der Anführung des Generals Coligni gegen die Türken an, und in Zeit von einer halben Stunde waren dieselben mit einem Verlust von mehreren tausend Todten gänzlich geschlagen. Obwohl nun dieses Treffen nicht entscheidend zu seyn schien, indem die Kaiserlichen aus Mangel an Brod und vielen andern Bedürfnissen nicht im Stande waren, ihren Sieg zu verfolgen, so hatte der unglückliche Ausgang desselben doch auf die Türken einen so starken Eindruck gemacht, daß sie nun Friedensvorschläge thaten. Dieses Geschäft wurde auch so thätig betrieben, daß schon am 10ten August 1664. im Türkischen Lager bey

a) Memorie di *Montecuculi* L. III. C. 4.

bey Vispar der Friede, oder vielmehr ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre geschlossen ward. Der Kaiser behielt vermöge dieses Vertrages Zattmar und Zabotsch; die Türken blieben im Besitze von Großwardein und Neuheusel. Abaffi mußte an die Türken 60,000 Thaler für aufgewandte Kriegskosten erlegen; unter dieser Bedingniß ward ihm Siebenbürgen eingeräumt b).

Die unerwartete Nachricht von der so schnellen Bewirkung des Friedens hatte bey der Reichsversammlung eine große Verwunderung, aber beynahe eben so viel Mißvergnügen verursachet. Als Theilnehmer an dem Kriege gegen die Türken glaubten die zu Regensburg anwesenden Gesandten, der Billigkeit nach hätte man sie auch an der Schließung des Friedens sollen Theil nehmen lassen. Da dem Kaiserlichen Hofe in der damaligen kritischen Lage viel daran lag, es mit den Reichsständen, besonders mit den Mitgliedern des Rheinischen Bundes nicht zu verderben: so erhielt das Oesterreichische Directorium im Fürstenrathe von dem Kaiser den Auftrag, diesen Schritt durch die Vorstellung von der Nothwendigkeit desselben zu entschuldigen. Nach der Stände eigenem Geständnisse, hieß es, giengen alle Geschäfte auf dem Reichstage äußerst langsam; darüber hätte die beste Gelegenheit, Friede zu machen, leicht verstreichen können;

b) *Theatr. Europ.* Tom. IX. p. 1124.

nen; man habe das Reich einmal von den Drangsalen des Krieges erledigen wollen. Auf diese Vorstellung schienen die Reichsstände beruhiget, und sie begnügten sich nun damit, daß sie für den Rückzug der Reichstruppen durch Deutschland die nöthigen Anordnungen trafen.

Da mit dem Schlusse des Friedens der Beweggrund, welche die Versammlung der Reichsstände veranlaßt hatte, verschwunden war: so hätte man glauben sollen, der Reichstag selbst würde nun nach der Vollendung seines Hauptgeschäftes gleichfalls aufhören. Niemand hatte zur Zeit, als derselbe eröffnet wurde, sich vorgestellet, daß er sich so sehr in die Länge ziehen, oder, wie es sich hernach wirklich zeigte, wohl gar von beständiger Dauer seyn würde. Allein nebst dem, daß man außer dem Schlusse in Betreff des oben gedachten Beystandes gegen die Türken in Ansehung der übrigen Gegenstände, welche die Proposition des Kaiserlichen Principal-Commissärs den Ständen gleich anfänglich zur Berathschlagung vorgelegt hatte, seitdem beynahe um keinen Schritt weiter gekommen war, so entwickelte sich, je weiter man fortfuhr, immer ein neuer Gegenstand aus dem andern, und jeder zog eine lange Reihe von Controversen und Unterhandlungen nach sich. Um dem dringenden Verlangen der Fürsten zu willfahren, hätte man noch kaum angefangen, von dem Entwurfe einer beständigen

Wahl-Capitulation zu handeln; man hatte in den übrigen Punkten, welche die Gerechtsamen der Stände, und die gemeine Sicherheit des Reiches betrafen, außer einigen oberflächlichen Vorbereitungen noch beynahe nichts gethan, und es wurden schon wieder neue Dinge an den Reichstag gebracht, welche die Berathschlagungen über die erstern Gegenstände unterbrachen. Die Stadt Erfurt wandte sich an das Reich, und bat um Schutz gegen die Unternehmungen und Absichten des Churfürsten von Maynz, der von der Weigerung der Stadt, eine neue Formel eines öffentlichen Kirchengebets für den Landesfürsten anzunehmen, Anlaß genommen hatte, die Achtserklärung über sie zu bewirken; im Grunde aber unter dem Vorwande des Ungehorsames in Ansehung dieses Punktes heimlich nur darauf losarbeitete, die Stadt, welche bisher noch eine gewisse Freyheit behauptet hatte, seiner Bothmäßigkeit gänzlich zu unterwerfen c). Der Churfürst von der Pfalz, der sich des Wildfangsrechtes in allen denjenigen Oertern am Rhein anmaßte, worin sich seit dem Westphälischen Frieden Fremde angesiedelt hatten, reichte am Reichstage eine Klage gegen den Churfürsten von Maynz und gegen einige andere Stände ein, welche ihm dieses Recht streitig machten, und bey Gelegenheit dieser Irrung zu Gewaltthätigkeiten geschritten waren.

Man

c) *Theatr. Europ.* Tom. cit. p. 1102.

Man sah endlich ein, daß man in einer solchen Lage, da die Geschäfte sich gleichsam mit jedem Tage mehrten, unmöglich in einer so kurzen Zeit, als bisher zu einem Reichstage gewöhnlich bestimmt gewesen war, zu einem erwünschten Ende kommen, noch den Reichstag beschließen könne, ohne die wichtigsten Gegenstände unerörtert zu lassen, und die bisher angewandte Zeit und Mühe gleichsam verlohren zu haben. Die Reichsversammlung gieng daher seit dieser Zeit gar nicht mehr auseinander. Hiemit kam nun auch die Gewohnheit ab, nach welcher die Fürsten bisher den Reichstagen persönlich beygewohnt hatten. Da es ihnen unmöglich war, beständig zugegen zu seyn: so mußten jetzt Gesandte, die sie zu diesem Ende abschickten, ihre Stelle vertreten. Die Schwierigkeit, woher die Kosten zur Unterhaltung einer beständigen und eben darum kostspieligen Gesandtschaft zu erholen seyen, überwand man in der Folge durch den Schluß, daß die Stände berechtiget seyn sollten, von ihren Unterthanen eine Steuer zu diesem Zwecke zu erheben.

Fünftes Kapitel.

Anspruch des Königs von Frankreich auf die Spanischen Niederlande, und Krieg deswegen. Fruchtlose Bemühungen des Churfürsten von Maynz, den Frieden zu erhalten. Verhalten der deutschen Reichsstände bey dieser Sache. Kriegsglück der Franzosen. Vermittelung der Streitigkeit durch die Holländer. Friede zu Aachen.

So unvermuthet geschwind Oesterreich durch den Frieden bey Visbar zum Genuße der Ruhe von Seite der Türken gelangte, eben so schnell ward dieselbe von einer andern Seite her unterbrochen. Unter den Europäischen Monarchen zeichnete sich damals ganz besonders Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, aus. Jung, reich, wohl und mit einem blinden Gehorsame bedienet, mit einem zahlreichern und geübtern Kriegsheere versehen, als irgend ein anderer Fürst, brannte er vor Begierde, sich einen großen Namen, und zugleich Eroberungen zu machen. Bis daher hatte er sich nur durch den Bey-

stand

stand aufgezeichnet, den er den Portugiesen gegen die Spanier, den Holländern gegen den unternehmenden Bischof Galen von Münster, den Venetianern in Candia, und selbst dem Kaiser in Ungarn gegen die Türken geleistet hatte. Jetzt aber schien ihm die Gelegenheit gekommen zu seyn, die Waffen in seinem Namen und zu seinem Vortheile zu ergreifen. König Philipp der Vierte von Spanien, sein Schwiegervater, starb, und anstatt den Vormund und Vertheidiger des mit ihm so nahe verwandten jungen Karls des Zweyten, welcher desselben einziger Sohn war, zu machen, trat er mit Ansprüchen auf Brabant, Flandern, Franche Comte, Geldern, Hennegau, Artois und Cambray hervor: weil nach den Rechten dieser Provinzen die Güter, die während der ersten Ehe erworben worden, auch den Kindern dieser Ehe zufallen müßten. Philipp hatte nämlich zwo Gemahlinnen gehabt; mit der einen hatte er eine Tochter Theresia, die in der Folge dem Könige von Frankreich verlobt ward, mit der andern einen Sohn, Karl den Zweyten, erzeugt. Nun bestand in den angeführten Gegenden der Niederlande ein Recht, vermöge dessen die Kinder erster Ehe vor jenen der zweyten in Ansehung der Erbschaft den Vorzug hatten, und auf dieses Recht berief sich Ludwig der Vierzehnte. Man setzte ihm entgegen, Theresia habe auf die väterliche Erbschaft feyerlich Verzicht gethan; diese Verzicht sey gerecht und un-

widerruflich; die Nachfolge in der Souverainetät über die gedachten Herzogthümer und Grafschaften dürfe nicht nach dem gemeinen Rechte, welches unter Privatpersonen gilt, bestimmt werden; ganz anders verhalte es sich in Ansehung der Erbfolge mit den Rechten der Fürsten d).

Ludwig kehrte sich wenig an alles, was gegen seine Ansprüche geschrieben ward, und zog blos seine sichtbare Ueberlegenheit, die er in Ansehung seiner Nachbarn und Feinde hatte, zu Rath. Bey ihm war alles vorbereitet: Magazine an den Gränzen genug, zahlreiche Artillerie und Munition, und selbst der Geist seiner Truppen durch die öftern Revüen zu Friedenszeiten, und jetzt noch mehr durch seine Gegenwart. Bey den Spaniern fand sich gerade das Gegentheil; die Festungen an den Gränzen waren zerfallen, keine hinlänglich besetzt und versehen. Er durfte sich nur zeigen, und die Pforten wurden geöffnet.

Der König suchte zwar sein Recht nicht sogleich nach dem Tode seines Schwiegervaters durch die Waffen geltend zu machen; vermuthlich wollte er erst erwarten, welche Wendung der Krieg zwischen England und Holland, in welchen er als Alliirter des letztern einigermassen mit eingeflochten war, nehmen würde. Indessen waren wenige, die nicht einen

Angriff

d) Die Deductionen siehe in Diario Europæo Tom. XV. Append.

Angriff entweder auf Spanien selbst, oder doch auf die Niederlande als eine ausgemachte Sache voraussetzten, und schon vorhinein die schönen Friedenshoffnungen, die man auf den Pyrenäischen Traktat gebauet hatte, verschwinden sahen. Niemand war mehr darüber betroffen, als der Churfürst Johann Philipp von Maynz; Er, dessen ganzer Sinn auf die Erhaltung eines immerwährenden Friedens gerichtet war. Damit wenigstens, wenn doch wirklich ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrechen sollte, das deutsche Reich nicht mit hineingezogen würde, glaubte er, vor allem sey ein gutes Einverständniß des Kaiserlichen und Französischen Hofes höchst nöthig. Voll von diesem Gedanken hatte er bey seiner und des Kaisers persönlicher Anwesenheit zu Regensburg diesem auf alle mögliche Weise die Vortheile, die er aus der Freundschaft mit Frankreich ziehen würde, anzupreisen gesucht; und damit auch, wenn der Fall der Erlöschung des Spanisch-Oesterreichischen Stammes eintretten sollte, kein Krieg entstehen könnte, ertheilte er ihm den Rath, sich vorhinein mit Ludwig darüber zu vergleichen, und wenn er Bedenken trüge, sich einer Unterhandlung zu unterziehen, wolle er für seine Person das Geschäft zur Zufriedenheit beyder Monarchen besorgen. Ein Antrag dieser Art war dem Kaiser so fremd, daß er sich in nichts einließ, sondern vielmehr erklärte, die Sache käme ihm zu gefährlich vor. Der Chur-

fürst entsagte darum seiner Lieblingsidee, zwischen Frankreich und dem Deutsch-Oesterreichischen Hause eine ewige Freundschaft zu stiften, bey Weitem noch nicht. Besonders erwachte sie lebhafter als jemals, als noch vor dem förmlichen Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Spanien durch die großen Zurüstungen des Erstern der Ruf veranlasset ward, der Kaiser werde nicht nur den Spaniern Beystand leisten, sondern ein ansehnliches Corps Truppen werde schon zu dem Marsche nach den Niederlanden ausgerüstet.

Johann Philipp hatte mittlerweile ungeachtet der Weigerung des Kaisers seine Anträge bey Ludwigen gemacht, und nicht nur dessen Genehmigung, und die Vollmacht zur Negociation erhalten, sondern auch dessen Drohungen vernommen, wenn der Kaiser auf seinem Vorsatze beharrte, die Spanier mit Truppen zu unterstützen. Er schrieb hierauf dem Kaiser eigenhändig: „Er habe nicht umhin gekonnt, ihm wohlmeinend vorzustellen, wie sehr aus dieser Volksschickung ein gefährlicher unzeitiger Krieg, aufs neue Jammer und Elend, und große Erbitterung erfolgen, wie die mächtigsten Potentaten sich dadurch entkräften, auch der Erbfeind selbst neue Anschläge auf des Kaisers Erblande richten, nicht weniger England, Schweden, Holland, und andere sich dessen bedienen, und sowohl in Europa, als in den Indien um sich greifen würden: welcher große Vortheil aber

dem

dem Kaiser und seinem Hause anderwärts zuwachsen könne, wenn solche Volksschickung unterlassen, die Sache in den Niederlanden in statu quo gehalten, und dieselbe auf andere Art mit Volk versehen und bedeckt, mithin berührte und mehr andere daraus entspringende höchst gefährliche Folgen verhütet, und unterdessen vielmehr dahin getrachtet werde, wie zwischen des Kaisers Hause und der Krone Frankreich für jeden Fall auf Abgang der männlichen Königl. Spanischen Descendenz, der, wenn Gott will, sich vielleicht nimmer begeben werde, der Theilung halber ein Vergleich getroffen werden könnte: inzwischen könnte man, ehe ein Fall geschieht, in Frieden und Ruhe bleiben, hernach auch der Kaiser, wenn der Fall wirklich eintreten sollte, mehr Vortheil durch eine eventuelle Theilung, als durch einen zweifelhaften blutigen Krieg gewinnen. Und weil Frankreich bereits beliebt habe, daß er hierin negoziren möchte, wolle er sich gern, wenn es dem Kaiser gefällig sey, der Handlung unterziehen, und dabey zu dessen Besten sein Aeußerstes thun, und gedenke die Krone Frankreich so zu stimmen, daß verhoffentlich eine gute Wirkung erfolgen soll, wie er dann die dem Hause Oesterreich und gemeinen katholischen Wesen zum Besten erwachsende Nutzbarkeit, und die im widrigen Falle zu besorgende Gefahr dem Kaiser zu Regensburg mit mehrerem dargethan habe, worauf er sich hiermit noch einmal

 beziehe."

beziehe." Dieses Schreiben übersandte er dem Kaiser durch seinen Rath Jodoci, den er eigends deswegen nach Wien abschickte. Derselbe wußte aber nichts von dem Inhalt, sondern hatte blos den Auftrag, Vorstellungen wegen der üblen Folgen zu thun, die der Marsch eines den Spaniern in den Niederlanden zum Beystande bestimmten Corps Truppen, besonders wegen der Drohung, welche Frankreich bereits gethan hatte, nach sich ziehen könnte. Da die Gesinnungen der übrigen Rheinischen Bundesverwandten noch immer dieselben waren, und sowohl der Durchmarsch, als der Uebergang der Truppen über den Rhein vermöge ihrer Länder von ihnen abhieng: so unterblieb für diesmal die Absendung; dem Churfürsten aber antwortete der Kaiser unterm 20ten März 1665. ebenfalls eigenhändig: „Was den Truppenmarsch betreffe, berufe er sich auf Jodoci, dem er seine mündlichen Erklärungen darüber ertheilet; in Ansehung des zweyten Punktes werde der Churfürst ohne Zweifel sich noch erinnern, was er ihm zu Regensburg geantwortet, und wie gefährlich ihm dieses Werk geschienen habe."

Auffallend bey diesem Hergange war, daß Ludwig, ehe er den Krieg anfieng, dem Spanischen Hofe keine förmliche Vorstellung seiner Rechte und Ansprüche übergeben ließ, sondern blos durch ein Schreiben an die Königin von Spanien überhaupt sein Vorhaben zu erkennen gab. Noch mehr mußte

befrem-

befremden, daß zu gleicher Zeit in öffentlichen Französischen Schriften behauptet ward, die so feyerlich beschworne Renunciation sey ungültig; nie könne ein Verzicht auf eine künftige Erbfolge von einiger Kraft seyn, selbst alsdann nicht, wenn derselbe mit einem Eide bekräftiget worden; was immer jemals zu Frankreich gehöret habe, müsse, es möge nun wie immer von diesem Königreiche abgekommen seyn, demselben bis auf die geringste Kleinigkeit zurückgestellet werden, und man müsse nicht eher aufhören, Krieg zu führen, als bis alles zur Krone wieder zurückgekommen sey. Ein gewisser Aubery gieng noch weiter, und behauptete in seiner Schrift, das ganze Römisch-Deutsche Reich, wie es einst unter Karl dem Großen gestanden, stehe seinem Könige zu e). Wenn durch dergleichen Grundsätze die ganze bisherige Europäische Politik bis in den Grund mußte erschüttert werden: so ist es wohl kein Wunder, wenn alles darüber in Erstaunen und Bestürzung gerieth.

Unter denjenigen, welche schriftlich gegen die Französischen Anmassungen zu Felde zogen, that sich besonders der berühmte L'Isola hervor. Nicht zufrieden, Ludwigs vermeintes Devolutionsrecht gründlich widerlegt zu haben, war er der erste, der Europa auf Frankreichs Übermacht und überspannte Ver-

e) Justes prétensions du Roy sur l'Empire par Msr. *Aubery*, à Paris 1667.

Vergrößerungsabsichten aufmerksam machte. Es sey, sagte er, eine Hauptmaxime des Französischen Hofes, auswärts beständig einen Krieg zu unterhalten, sich in alles zu mischen, überall den Mittler zu machen, überall sich einen entscheidenden Einfluß zu verschaffen, das Staatsinteresse als die einzige Richtschnur aller Handlungen anzunehmen, ohne auf Religion, Verträge, oder irgend eine andere Pflicht zu achten, und fremde Staaten, so viel als möglich, beschäftiget, in auswärtige Angelegenheiten und Kriege verwickelt, und unter sich selbst in Uneinigkeit zu erhalten f). Dieser Schriftsteller berührte auch die Frage, welche das deutsche Reich angieng: in wie weit dasselbe verbunden sey, dem Burgundischen Kreise als einem Reichsmitgliede Beystand zu leisten; und er glaubte, weil dieser Kreis in dem Frieden zu Münster als ein Reichskreis eingeschlossen worden, seyen die deutschen Reichsstände allerdings verpflichtet, demselben beyzuspringen.

Der hieher gehörige Paragraph des Westphälischen Friedens dienet denjenigen, welche dafür halten, daß kaum ein Instrument so viele Zweydeutigkeiten enthalte, als dieses, zu einem neuen Beweis ihrer Meynung. Auf einer Seite reklamirte der Spanische Gesandte zu Regensburg vermöge

f) Bouclier d'Etat & de Justice; Article VI. p. 181. se . in Diar. Europ. Tom. cit.

möge desselben den Beystand des Reiches; auf der andern stellte Frankreich den Beystand, den man den Spaniern wegen ihrer Niederlande leisten würde, als eine offenbare Verletzung eben desselben Friedens vor. Der König suchte eine solche Meynung den Reichsständen in einem Schreiben vom 13ten May 1667. sehr eifrig einzuprägen. Er hoffe, hieß es darin, sie werden die Gerechtigkeit seiner Ansprüche einsehen, und darum seinen Entschluß billigen; er gedenke die Provinzen in den Niederlanden, wozu er ein Recht habe, nie anders zu besitzen, als mit den nämlichen Bedingungen, mit derselben Abhängigkeit und denselben Verbindlichkeiten gegen das Reich, wie sie bisher Spanien anerkannt habe. Er zweifle nicht, sie werden über den Westphälischen Frieden eben so gewissenhaft halten, als er ihn immer als heilig beobachtet habe; derselbe würde aber verletzt werden, wenn sie jenen Truppen, welche einige Mächte oder Fürsten gegen ihn nach den Niederlanden schicken würden, den Durchzug gestatteten; widrigenfalls würden sie sich mit Billigkeit nicht weigern können, auch seinen Truppen das Nämliche zu bewilligen, damit er sich seinen Feinden, sey es diesseits oder jenseits des Rheins, widersetzen könne g). Sein Gesandter Gravel, der dieses Schreiben der Reichsversammlung zu Regens-

g) Lettre du Roy &c. in Diar. Europ. Tom. XV. Append. p. 334. seq.

Regensburg übergab, begleitete es noch mit einer Denkschrift, worin er weitläufig zu erweisen suchte, daß das Reich den Spaniern, als einem Mitgliede des Burgundischen Kreises, die verlangte Hülfe nicht leisten dürfe. Dagegen richteten die bevollmächtigten Deputirten des Burgundischen Kreises unterm 18ten Julius neuen Styls ein anderes Memorial ein, worin sie die Aeußerungen des Französischen Gesandten der Länge nach widerlegten. Doch alle auch noch so einleuchtenden Vorstellungen der Spanischen Parthey fruchteten wenig. Was die Stände zum Besten derselben auf dem Reichstage thaten, schränkte sich beynahe einzig und allein darauf ein, daß sie erst alsdann, da der König von Frankreich mit den Waffen in der Hand schon einen Theil jener Länder, worauf er Anspruch machte, verschlungen hatte, ein Schreiben an ihn ergehen ließen, und ihn darin zum Frieden ermahnten h). Der Churfürst von Maynz, der ohnehin außer seinem Projekte eines beständigen Friedens keinem andern Gedanken einen Platz in seinem Kopfe gestattete, trug, als ihm Castel-Rodrigo, Statthalter in den Spanischen Niederlanden, den Einfall der Franzosen in dieselbe berichtete, und um den Beystand des Reiches ansuchte, nur darauf an, daß die Streitigkeit durch die Vermittelung einiger Churfürsten und Fürsten beygelegt werden möchte. Von den übrigen

h) *Theatrum Europ.* T. X. p. 474.

übrigen Reichsständen war noch weniger thätige Theilnahme zu erwarten. Den einen der Churfürsten machte eine jährliche Pension von 800,000 Thalern von der Sache seines Vaterlandes abwendig; der andere war ohnehin den Oesterreichern abgeneigt, und hoffte die Pohlnische Krone aus der Hand des Königs Ludwig zu erhalten; wieder ein anderer verlohr sich so weit, daß er sich für einige tausend Gulden wohl gar in den Schutz, und gleichsam unter die Vormundschaft des Königs von Frankreich begab; er versprach, nur solche Räthe zu halten, welche dem König anständig wären, und diejenigen, die ihm mißfielen, zu entlassen i). Der Churfürst von Brandenburg, welcher eine Zeit lang den Verführungen der Franzosen herzhaft widerstanden hatte, trat nun selbst in den Rheinischen Bund, gegen welchen er zuvor so sehr geeifert hatte, und versprach, keinem Bewaffneten den Durchmarsch durch seine Länder zu gestatten. Der Landgraf Ernst von Hessen begnügte sich nicht, bey der Gefahr des Burgundischen Kreises gleichgültig zu bleiben, sondern bot dem Könige von Frankreich sogar in einem besondern Schreiben seine beyden Festungen, die er am Rhein zwischen Maynz und Ermenstein hatte, zu seinen Diensten an k). Der König

i) *Wagner* T. I. p. 213.

k) Lettre du Prince Ernest &c. in des *Lyonne* Mémoires au Roy, p. 56. seq.

König von Dänemark, die Herzoge von Lüneburg und mehr andere beeiferten sich gleichsam in die Wette, sich bey dem Könige von Frankreich beliebt zu machen, und dem Französischen Golde den Zufluß in ihre Chatoulle zu öffnen. Die geistlichen Churfürsten, anstatt ihrem Nachbar, auch nur um ihrer selbst willen, in seiner Gefahr beyzuspringen, sammelten vielmehr, der Vorschrift des Rheinischen Bundes zufolge, eine Anzahl Truppen, um sie einem jeden entgegen zu setzen, der nach Flandern Hülfstruppen schicken würde. Endlich machte sichs Wilhelm von Fürstenberg zum besondern Geschäfte, an allen Höfen herumzuschleichen, überall die Vortheile, welche die Freundschaft Frankreichs gewähren würde, mächtig zu preisen; man habe sich ja vor den Franzosen nicht zu fürchten; er werde sich mit Wenigem begnügen; es sey besser, daß Spanien einige wenige Städte verliere, als daß ganz Europa in ein großes Elend verfalle. Die Beredsamkeit dieses nicht ungeschickten Mannes machte, wie ein wohl unterrichteter Geschichtschreiber bemerket, einen desto größern Eindruck, weil er zu gleicher Zeit beynahe Millionen vertheilte, wodurch Europa erkauft wurde l).

Unter

l) *Wagner* loc. cit. p. 213.

Unter solchen Umständen, da die Spanischen Niederlande beynahe ganz ihrem eigenen Schicksale überlassen blieben, war es dem Könige von Frankreich gleichsam ein Spiel, in kurzer Zeit ungemein große Fortschritte zu machen. Er brach am 25sten May 1667 an der Spitze der Hauptarmee nach den Niederlanden auf. Nebst derselben rückten noch zwey kleinere Korps, das eine unter der Anführung des Marschalls d'Aumont, das andere unter dem Marquis von Crequi ins Feld. Letzteres war nur ein fliegendes Korps von 8000 Mann, und hatte den Auftrag, gegen den Rhein zu marschiren, um den Uebergang eines Hülfskorps zu hindern, welches die Spanier etwa vom Kaiser erhalten möchten. In weniger als dreyen Monaten sah man die besten Plätze in Henegau und in Flandern unter die Herrschaft des Königs fallen. Armentiers, Charleroy, Douay, Tournay, Ath, Oudenarde, Alost und Lille, hatte der König erobert. Der Marschall d'Aumont hatte Bergen, Fürnes, Dixmude und Courtray weggenommen.

Es ist unmöglich, daß solche, den Holländern so nahe, Eroberungen, die ihnen ihre Barriere gegen einen so fürchterlichen Nachbar benahmen, sie nicht in Bewegung sollten gesetzt haben. Ungeachtet der Versicherung des Königs von seiner aufrichtigen Freundschaft, ungeachtet seiner Betheurungen, daß

seine Absicht nicht sey, ihnen nahe zu treten, äußerten sie doch ihr gerechtes Mißtrauen gegen ihn laut, selbst vor dem Angesichte seiner Minister. Um indessen jeder Gefahr so gut als möglich, vorzubeugen, thaten sie dem Könige Vorschläge zu einer gütlichen Beylegung der Streitigkeit, und baten ihn, wenn er ihre Entwürfe nicht annehmlich finden sollte, selbst einige Punkte vorzuschlagen. Sie nahmen es auf sich, die Spanier zur Annahme derselben zu bewegen. Ludwig, der noch immer nicht ganz außer Sorgen war, der Kaiser dürfte den Spaniern zu Gefallen noch Theil an dieser Fehde nehmen, und wohl auch wo nicht alle, doch mehrere Deutsche Fürsten mit hineinziehen, ließ auch wirklich seine Gesinnung in Ansehung dieses Gegenstandes unterm 4ten Julius aus seinem Lager vor Douay an sie gelangen. Anstatt aller übrigen Provinzen, welche der Königinn, seiner Gemahlinn durch den Tod ihres Vaters, des Königs von Spanien, seinem Vorgeben nach, zugefallen waren, foderte er jetzt bloß Franche Comte, das Herzogthum Luxenburg, Cambray, Cambresis, Aire, St. Omer, Bergen, Charleroy, Tournay und Douay mit allen dazu gehörigen Oertern und Rechten, doch mit der Bedingniß, daß die Generalstaaten die Königinn von Spanien zur Einwilligung in die Abtretung dieser Länder bereden; im Falle einer abschlägigen Antwort aber, ihre Waffen mit jenen des Königs vereinigen sollten, um die

Rechte der Königinn von Frankreich gelten zu machen m). Die Holländischen Großen, welche, damals das Staatsruder führten, von Beuningen, und der Pensionär de Witt genehmigten dieses Projekt, nur mit Ausschluß des Herzogthums Luxenburg, welches, wie sie sagten, den Gränzen ihres Landes über der Maas zu nahe sey. Man brachte auch zugleich für den Fall, wenn der König Karl II. von Spanien ohne männliche Erben mit Tod abgehen würde, ein Theilungsprojekt auf das Tapet.

Um diesen Entwürfen, ehe sie zur Reife gedeihen möchten, entgegen zu kommen, trugen die Spanier zu gleicher Zeit den Generalstaaten Ostende und Namur an, wenn sie in einen Offensiv- und Defensiv-Bund mit ihnen treten wollten, um die Niederlande zu retten; eine große Versuchung für die Holländer, welche ohnehin gern dem Könige die Hände gebunden wünschten! Der Marquis Castel-Rodrigo und der Spanische Gesandte bey den Generalstaaten Don Estevan de Gamarre boten alle ihre Beredsamkeit auf, sie zu überzeugen, daß das Ungewitter nicht bloß den katholischen Niederlanden, sondern zugleich allen sieben vereinigten Provinzen gelte.

Da Ludwig auf der einen Seite durch alle Umstände überzeugt werden mußte, daß die Spanier nicht

m) *Larrey* Histoire de France sous le Regne de Louis XIV. Tom. I. p. 530.

nicht leicht zu bewegen seyn würden, ein so großes Opfer zu bringen; auf der andern aber sich auf die Standhaftigkeit und Treue der Holländer wenig verlassen konnte: so that er unterm 18ten Nov. einen neuen Vorschlag. Er wolle sich, hieß es darinn, mit der Abtretung jener Plätze begnügen, welche seine Armeen während des letzten Feldzuges eingenommen. Wollten aber die Spanier lieber einen Tausch treffen: so wolle er mit dem Herzogthume Luxenburg, mit Cambray, Cambresis, Douay, Aire, St. Omer, Bergen und Fürnes zufrieden seyn, und Charleroy sollte geschleifet werden. Alle übrigen Eroberungen wolle er den Spaniern zurückstellen. Wollen sie lieber Franche Comte abtreten, als Luxenburg, so wolle er sie dafür annehmen. Doch sollten sich die Generalstaaten in Ansehung dieser großen Herabstimmung seiner Forderungen verbindlich machen, ihre Dienste bey den Spaniern anzuwenden, und sie zur Annahme dieser Bedingnisse zu vermögen; im Falle aber, daß dieses bis zum nächsten März nicht geschehen würde, sollten die Generalstaaten ihre Waffen mit den königlichen vereinigen, um die Spanier zu zwingen, die Hände zum Frieden zu bieten n).

Auch dieser Vorschlag ward von den Spaniern noch zur Zeit verworfen. Sie wollten lieber alles verlierrn, als dieses Wenige retten. Ludwig machte da-

n) Remarqnes sur le procedé de la France, touchant la Negociation de la Paix, in den Memoires de Lyonne p. 10. seqq.

daher auch den zweyten Feldzug, und ließ schon am Anfange des Februars 1668 eine Armee unter der Anführung des Prinzen von Conde geradezu nach Franche Comte rücken. Schon am 7ten desselben Monats übergaben die Einwohner von Besançon dem Prinzen die Schlüssel der Stadt. Der König folgte der Armee am 10ten Februar, und bekam Dole durch Kapitulation, worauf sich auch Grey ergab. So ward in einer Zeit von vierzehn Tagen ganz Franche Comte erobert, eine Provinz von 40 Meilen in der Länge, von Norden an bis Süden gerechnet, und von 30 in der Breite. Diese außerordentlichen Fortschritte der Franzosen spornten die Holländer an, das Friedenswerk mit desto größerem Eifer zu betreiben, jemehr ihre Furcht sich dadurch vergrößerte. Sie hatten bereits mit Engelland, mit Schweden und mit einigen Deutschen Höfen Kommunikation darüber gepflogen, ohne deren Gutachten und Beytritt sie in einer so weit aussehenden Sache eigenmächtig nichts unternehmen wollten. Die Spanier hatte indessen die Noth gleichfalls nachgiebiger gemacht, so daß sie nun unter Vermittelung des Pabstes begierig die Hände zum Frieden boten. Unter diesen Umständen traten die Bevollmächtigten von Seite Frankreichs, Englands und der vereinigten Niederlande zu St. Germain zusammen, und kamen endlich am 15ten April 1668 über die Friedenspräliminarien überein. Sie gründeten sich auf dieselben Foderungen, welche der

König von Frankreich schon am 18ten Nov. des verflossenen Jahres gemacht hatte. Nun war keine Schwierigkeit mehr vorhanden, daß nicht diese Präliminarien in einen förmlichen Frieden sollten verwandelt werden. Man hatte die Reichsstadt Achen dazu ausersehen, wo er auch am 2ten May desselben Jahres förmlich geschlossen wurde. Frankreich behielt alles dasjenige, was es im verflossenen Jahre erobert hatte, nämlich Charleroy, Bing, Ath, Douay, das Fort Escarpe, Dornick, Oudenarde, Rüssel, Armentier, Cortrick, Bergen, und Fürnes mit allen Zugehörungen, Rechten und Bedingnissen, womit sie Spanien besessen hatte, und gab dagegen dem Könige von Spanien Franche Comte nebst allem demjenigen was es sonst noch erobert hatte, zurück. Auch wurde festgesetzt, daß der Pyrenäische Friede bis auf das, was der gegenwärtige in Ansehung der beyderseitigen Rechte und Besitzungen änderte, in seiner Kraft bleiben sollte o). Uebrigens gieng die Sache doch gewissermassen nach dem Wunsche des Churfürsten von Maynz hinaus; denn nicht nur er, sondern auch der Churfürst von Cölln und der Bischof von Münster hatten Antheil an der Schliessung dieses Friedens, und unterzeichneten ihn.

o) Theatrum Europ. T. X. p. 762. seqq.

Sechs-

Sechstes Kapitel.

Errichtung der Trippelallianz. Verbindung des Königs von Frankreich mit den Kronen England und Schweden, dem Churfürsten von Cölln, und dem Bischofe von Münster. Vergeblicher Versuch Ludwigs, den Churfürsten vou Brandenburg zu gewinnen. Krieg mit den Holländern. Bündniß des Churfürsten mit denselben. Friede zu Vossen.

Die durch den Achner Frieden hergestellte Ruhe verbreitete ein allgemeines Vergnügen in Europa, besonders in Deutschland, welches, seiner schlechten Sicherheitsanstalten und großen Gebrechen sich bewußt, doch nie mit sich selbst einig werden konnte, wie diese zu verbessern, und jene zu ihrer Vollkommenheit zu bringen seyen. Auf eine erwünschte Dauer der Ruhe und andere daraus entspringende wohlthätige Folgen zählte man um so mehr, da man sich schmeichelte, daß die sogenannte Trippelallianz dem Frieden zu einer unerschütterlichen Stütze diene, so wie den ehrgeitzigen Absichten Ludwigs einen un-

unübersteiglichen Damm entgegen setze. Da nämlich die Holländer gesehen hatten, daß der König von Frankreich mit den Waffen in der Hand immer weiter um sich greife, hatten sie, um jede Gefahr von ihrem eigenen Lande abzuwenden mit Herrn Temple und dem Grafen von Dohna, Ministern der Könige von England und Schweden ganz in der Stille ein Bündniß angesponnen, und am 5ten May 1668 glücklich zu Stande gebracht. Die drey verbündeten Mächte sagten sich darinn gegenseitigen Schutz und Beystand zu, im Falle, daß sie von Jemand angegriffen werden sollten. Im Grunde war diese Allianz eine Verbindung, um den Schluß des Friedens zwischen Frankreich und Spanien, der damals noch nicht unterzeichnet war, zu betreiben, und denselben, nachdem er geschlossen war, zu handhaben. Hauptsächlich gieng alles darauf hinaus, die vereinigten Niedertande den raubgierigen Händen eines so unternehmenden Königs, wie Ludwig der Vierzehnte war, zu entziehen, und sich jedem weitern Anspruche zu widersetzen, welchen etwa der König einst noch machen möchte p).

Allerdings war dem Könige diese Allianz eine äusserst verhaßte Sache. Allein die hohe Meynung, die er von seiner Macht, seinen unerschöpflichen Reichthümern und der Geschicklichkeit seiner Minister

p) *Larrey* Histoire de Fance sous le Regne de Louis XIV. Tom. I. p. 537.

ster und Gesandten hatte, flößte ihm nicht nur die Hoffnung ein, diesen verhaßten Bund untergraben und zerstören zu können, sondern sich auch an den Haupturhebern desselben, den Holländern, auf eine empfindliche Art zu rächen. Freundschaft mit ihnen war zwar noch von Mazarins und Briennes, ja selbst von Richelieus Zeiten hergebrachter Grundsatz der Französischen Politik; und dieser zu Folge hatte selbst auch Ludwig sich bisher an sie gehalten, doch allzeit unter der Voraussetzung, daß sie die Französischen Absichten besonders auf die nie aus den Augen gelassenen Spanischen Niederlande begünstigen sollten. Nicht so bald hatten sie dahero ihr Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Königs geäussert; so fand er sich dadurch ausserordentlich beleidiget, und auf einmal änderte er sein bisheriges politisches System. Die Holländer, die man zuvor aus Staatsabsichten so viel als möglich, zu schonen, und in guter freundschaftlicher Gesinnung zu erhalten gesucht hatte, waren nun der Gegenstand seiner Rachsucht; diese beschloß er bey der nächsten guten Gelegenheit mit Krieg zu überziehen.

Daß die Rache mit Eroberungsplanen vergesellschaftet war, leidet keinen Zweifel. Gelang es ihm, Holland zu unterjochen, so gab es schon keine Macht mehr, die er zu fürchten hatte. Erstreckten sich einmal die Französischen Ufer von Calais

 bis

bis Emden, was war natürlicher, als daß die nächsten Spanischen Provinzen in den Niederlanden nebst Lüttich seine Herrschaft erkennen mußten, wenn er es nur verlangte? Westphalen, die Länder der Rheinischen Fürsten, die Ems, die Elbe, die Mündungen der Oder, das ganze Baltische Meer stand ihm in diesem Falle offen. Deutschland konnte von mehrern Seiten her beunruhiget, Dänemark in einem einzigen Sommer aufgerieben, die kostspielligen Unternehmungen der Schwedischen Gesellschaft vereitelt, den Flotten und dem Handel Spaniens ein tödlicher Streich versetzt, und England besonders von dem Besitze der Herrschaft über das Meer verdränget werden. Welchen großen Zufluß die Französische Schatzkammer aus diesem ungemein reichen Lande bekommen würde, läßt sich kaum beschreiben. Kein Land war so reich an gemünztem und ungemünztem Silber, keines hatte einen so großen Vorrath an Bedürfnißen für den Land- und Seekrieg. Frankreich würde sogar die Beherrscherinn des grossen Weltmeeres werden, wenn dieser Plan durchgienge.

Vermuthlich hatte Ludwig noch auf einen andern Umstand sein Augenmerk gerichtet, da er mit dem Gedanken umgieng, Holland zu unterjochen. Daß der König von Spanien, der ein sehr schwächlicher Herr war, nach seinem Tode keinen Erben hinterlassen werde, hielt man damals nicht nur für

wahr-

wahrscheinlich, sondern beynahe für eine ausgemachte Sache. Die Generalstaaten hatten in dieser Rücksicht schon damals, als sie an der Stiftung eines Friedens zwischen Frankreich und Spanien gearbeitet, einen Vorschlag zur Theilung derjenigen Länder, welche der König von Spanien hinterlassen würde, auf die Bahn gebracht, weil sie sich leicht vorstellen konnten, daß Ludwig, welcher unter dem Vorwande eines Devolutionsrechtes bereits die Spanischen Niederlande an sich zu ziehen suchte, einst nach der Erlöschung des Spanischen Mannsstammes seinen Anspruch auf alle Staaten dieses Königreiches ausdehnen würde. Im Gegentheile konnte der König von Frankreich aus diesen Bemühungen der Holländer leicht abnehmen, daß sie ihm in seinen Entwürfen, sich auf solche Art zu vergrößern, ein mächtiges Hinderniß seyn, und sich ihm nebst dem Kaiser öffentlich widersetzen würden. Es schien daher nöthig, erst die Holländer zu unterdrücken, und dadurch den Kaiser, der ohnehin zur See wenig vermochte, ihrer Hülfsflotte zu berauben q). Dieses große Hinderniß, welches seinen Absichten im Wege stand, mit Gewalt wegzuräumen, und die Holländer unter irgend einem Vorwande geradezu anzugreifen, war daher ein Entschluß, den er schlechterdings nicht zurücknehmen konnte. Holland befand sich damals eben nicht in einem solchen Zustande, welcher ihm Furcht hätte einjagen, oder seine Entschlossenheit nur

im

q) *Wagner* loc. cit. p. 167. seqq.

im geringsten erschüttern können. Den Freystaat zerrissen zwo Parteyen, die Oranische und die Löwensteinische, wovon jede ihren mächtigen Anhang hatte, und sich auf Kosten der andern des Staatsruders zu bemächtigen suchte. Die alte Kriegszucht war verfallen, der Militärstand wenig geehret, die Soldaten, Offiziers und Gemeine sparsam bezahlt. Die Festungen befanden sich in schlechtem Vertheidigungsstande; es fehlte an Munition, an Waffen, an Proviant und an Mannschaft. Was konnte wohl Holland allein der Französischen Uebermacht entgegenstellen, wenn es vollends Ludwigen gelingen würde, ihm die Alliirten, die es sich durch das dreyfache Bündniß erworben hatte, zu entziehen.

König Karl II. von Engelland war der erste, welcher dem dreyfachen Bunde, vielleicht schon seit seiner Entstehung, niemals aufrichtig ergeben, sich über die Verbindlichkeit desselben wegsetzte, und auf Französische Seite trat. Schon oft hatte der Graf d'Estrades, der während seiner Gesandschaft in Holland nicht selten große Noth gehabt hatte, das gute Verständniß zwischen Frankreich und diesem Freystaate zu erhalten, seinem Könige einen Wink ertheilet, um eine vortheilhafte Allianz zu schließen, sein Augenmerk lieber auf den König von England zu richten. Er dürfe, schrieb er ihm öfter auf die Freundschaft der Generalstaaten nur so lange rechnen, als

er unthätig bliebe, und seine Truppen die Niederlande nicht betråten. Es sey sicherer und leichter, den König von Engelland in sein Interesse zu ziehen, als eine Republik, welche nie mit gleichgültigen Augen ansehen könne, daß der König seine Herrschaft so nahe an ihre Gränzen hin ausbreite r). In der That war Engelland für Frankreich in Ansehung seiner Lage und Macht ein sehr wichtiges Königreich, und konnte ungemein viel beytragen, die französischen Absichten entweder zu vereiteln, oder zu unterstützen. Hatten daher die Vorstellungen seines Gesandten d'Estrades schon zur Zeit, als er sie that, auf den König einen ziemlich starken Eindruck gemacht; so ließ er sich bey den gegenwärtigen Umständen noch mehr von demselben einnehmen.

Aber um den König von Engelland vollkommen zu gewinnen, mußte man viele Vorsicht brauchen. Es war schwer, denselben in einen Plan zu verwickeln, welchem sich sein Neffe, der Prinz von Oranien ohne allen seinen Zweifel widersetzen, und wozu sich höchst wahrscheinlich das Englische Parlement nicht verstehen würde. So entgegen gesetzte Interessen waren nicht leicht zu vereinigen. Doch der Französische Hof, ståts unerschöpflich in Rathschlägen, Intriguen und Hülfsmitteln, fand auch hier bald einen Weg, um zu seinem Ziele zu gelangen. Man schick-

r) *Larrey* loc. cit. p. 558.

schickte die Herzoginn von Orleans, eine Schwester der Königs von Engelland, welche einen mächtigen Einfluß auf die Denkart ihres Bruders hatte, zu ihm. Diese spann dort Unterhandlungen in Betreff einer Verbindung zwischen Frankreich und Engelland an, welche man anfänglich geheim hielt. Um der Negoziation mehr Nachdruck zu geben, bediente man sich überdieß einer gewissen Demoiselle Querouaille, nachmaliger Herzoginn von Portsmouth, welche die Herzoginn von Orleans mit sich nach Engelland genommen hatte, einer Dame, deren Reizen schwer zu widerstehen war s). Diese geschickten Unterhändlerinnen erreichten bald ihren Zweck, den König von Engelland dem Interesse des Französischen Hofes geneigt zu machen, und der Minister Colbert de Croissi brachte endlich im Jahre 1670 den Tractat zwischen seinem Herrn und dem Könige von Engelland völlig zum Schluße. Letzterer versprach, die vereinigten Provinzen der Niederlande zu Wasser anzugreifen, während daß der König von Frankreich und der Bischof von Münster eben dieses zu Land thun würden. Diesen Prälaten in den gedachten Plan und Bund mit hineinzuziehen, hatte schlechterdings die Noth erfodert. Es war unmöglich, die Niederländischen Provin-

s) Cette dangereuse Personne etoit une autre Helene, dont il etoit difficile d'eviter les charmes, & ils ne manquerent pas, de faire sur le tendre cœur de Charles II. tout l'effet, que la France avoit esperé. *Larrey* p. 560.

vinzen zu Land anzugreifen, ohne durch benachbarte fremde Länder zu gehen. Aus eben diesem Grunde gewann man auch den Churfürsten von Cölln, daß er Theil an der Verbindung nahm. Ersterer war leicht dahin zu bringen, daß er sich in Ansehung dieser Sache mit dem Könige von Frankreich vereinigte. Den unternehmenden ehrgeitzigen Fürsten schmerzte der Verlust, den er im Kriege 1665 erlitten, und Frankreich wußte ihn bey dieser schwachen Seite zu fassen. Mit Freuden ergriff er eine Gelegenheit, welche ihm Hoffnung machte, daß er sich für die Kränkung, die ihm der Friede vom Jahre 1660 verursachet hatte, an seinen Feinden werde rächen, und den empfindlichen Verlust durch andere Eroberungen ersetzen können. Den Churfürsten von Cölln, den ohnehin die erklärten Freunde des Französischen Hofes, die beyden Brüder Franz Egon und Wilhelm von Fürstenberg ganz beherrschten, schläferte man durch das Versprechen ein, man wolle ihm jene Plätze, welche ihm die Holländer weggenommen hatten, wieder einräumen t).

Nicht so leicht war es indessen für den König von Engelland, von seinem Parlamente die nöthigen Subsidien zu dem bevorstehenden Kriege zu erhalten. Zur Theilnahme an der Trippelallianz hatte ihn eigentlich nur der Wunsch der Nation, und der beynahe

t) *Larrey* loc. cit. p. 560.

nahe allgemeine Haß derselben gegen die Franzosen vermocht, und ohne sich der Gefahr einer gänzlichen Verweigerung der Subsidien auszusetzen, durfte er sich nichts merken lassen, daß er von diesem Bündnisse abgehen wolle. Aber auch in Ansehung dieses heicklen Punktes ward bald ein Ausweg gefunden. Der Siegelbewahrer machte dem Parlamente überhaupt die Eröffnung, der König habe mit Schweden, Dänemark, Savoyen, und Spanien wichtige Allianzen geschlossen, welche die Macht des Königreiches befestigen, und dem Englischen Handel große Vortheile bringen würden; um diese Bündnisse zu unterhalten, habe er Subsidien nöthig, übrigens habe die Trippelallianz noch ihre Fortdauer. Er stellte zugleich den versammelten Mitgliedern vor, welche grosse Rüstungen Frankreich und Holland zum Kriege machten, und wie sehr die Nothwendigkeit fodere, daß man in Engelland eben dieses thue, um die Ehre der Nation und der Monarchie zu erhalten, und damit nicht ihre Nachbarn die Herrschaft über das Meer an sich reißen. Die Gemeinen ließen sich durch diese Vorstellungen täuschen, und bewilligten dem König eine ansehnliche Summe. Noch nie, saget ein berühmter Geschichtschreiber, hatte sich das Parlament so freygebig bezeigt, und noch nie hatten es der König und seine Minister durch ihre Anschläge weniger verdienet,

als

als dießmal u); denn gewiß ist es, daß diese letztern, anstatt wirklich auf das Beste ihres Vaterlandes Rücksicht zu nehmen, und den König von einem so widersinnigen Schritte, wenn er ihn je aus eigenem Antriebe hätte thun wollen, abzuhalten, durch Französisches Gold gewonnen, ihn vielmehr dazu angeeifert hatten. Hume sagt, dieser Vorfall beweise, daß Carls Minister über die erniedrigende Gewohnheit, sich an fremde Fürsten zu verkaufen, eine Gewohnheit, welche ungeachtet der gewöhnlichen Bösartigkeit der Menschen, doch unter Männern von hohen Aemtern selten zu finden ist, keine Bedenklichkeit sich gemacht, und daß sie sogar ihres Herrn Beystimmung zu diesem entehrenden Verderbniß erhalten haben. v)

Neben dem Könige von Engelland hatte Ludwig sein Augenmerk auch auf den König von Schweden geworfen. Gewann man einmal diesen Monarchen

u) The parliament had never before been in a more liberal humour; and never fureley was it lefs merited by the counfels of the King and of his minifters. *Hume's* Hiftory of England, vol. VII. p. 467.

v) From this incident it appears, that the infamous practi ce of felling themfelves to foreign princes, a practice; which, notwithftanding the malignity of the vulgar, is certainly rare among men in high office, had not been fcrupled by Charles's minifters, who even obtained their mafter's confent to this dishonourable corruption. *Hume* loc. cit. p. 464.

chen, so war das dreyfache Bündniß getrennet, und das dritte Mitglied desselben, die Republik Holland, konnte alsdann leicht unterdrücket werden. Und gesetzt auch, er wäre nicht zum förmlichen Beytritt zur Französischen Allianz zu bewegen: so war es schon ein großer Vortheil, wenn er nur neutral blieb, und die Holländer durch seine Waffen nicht unterstützte. Das Beyspiel eines so angesehenen Königs mußte, wie man wenigst hoffte, auch in Ansehung der Deutschen Fürsten von großem Gewichte seyn, und sie abschrecken, ihren Nachbarn beyzustehen. Die französischen Gesandten, wovon sich nun einer nach dem andern gegen die bisherige Gewohnheit am Schwedischen Hofe einfand, gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Vortheile zu erheben, welche das Königreich von einer Allianz mit Frankreich zu erwarten habe. Man kannte aber diese Sprache schon, und wußte, von welchem Werthe solche Versicherungen seyen. Die Schwedischen Regierungsräthe, welche während der Unmündigkeit des jungen Königs zugleich mit der Königinn den Staat verwalteten, blieben auf den Vorschlag, den ihnen die Franzosen machten, eine geraume Zeit unschlüßig. Im Grunde waren sie den Holländern gewogen; denn Theils lag den Schweden, wie allen übrigen Mächten daran, daß Frankreich nicht gar zu mächtig heranwachse, Theils zogen sie von den Holländern beträchtliche Vortheile durch den Handel. Wer

sollte

sollte endlich nicht eingesehen haben, daß, wenn die Niederlande aufgerieben wären, die Freundschaft Schwedens, die man bisher so eifrig gesucht hatte, von keinem Werthe mehr seyn würde? Daß die Franzosen keiner Flotte den Durchzug durch das Meer gestatten würden, als unter Französischer Flagge? So einleuchtend die Wahrheit dieser Betrachtungen war, so gab es doch viele, welche sie entweder wirklich nicht einsahen, oder nicht einsehen wollten. Besonders waren der Kanzler des Königreiches und sein zahlreicher Anhang der Meynung, man müsse doch einmal den Hochmuth der Holländer herabbeugen, die schon keinen mehr ihres Gleichen auf dem Meere dulden, und allen Gesetze vorschreiben wollten. Nachdem Engelland ein anderes System angenommen, habe die Trippelallianz ohnehin aufgehöret. Kurz, die Französischen Unterhändler brachten es durch ihre gewöhnlichen und eben dieselben Künste in kurzer Zeit dahin, daß in Schweden die Partey ihres Königs die Oberhand erhielt. Man wurde einig, daß diese Krone 10,000 Mann zu Fuß, und 6000 zu Pferd, zu der Französischen Armee stossen, und der König von Frankreich derselben vom Schlusse dieses Bündnisses an 600,000 Thaler, oder, wenn die Stellung einer Armee nicht nöthig wäre, jährlich 400,000 bezahlen sollte. Auch machte sich Schweden verbindlich, jeden als seinen

 Feind

Feind zu betrachten, welcher den Holländern in diesem Kriege Beystand leisten würde.

In dieser Lage der Sachen war es fast nicht zu vermeiden, daß nicht auch der Churfürst von Brandenburg mit in das Spiel gezogen wurde, so ungern er an diesen Händeln Theil nahm. Er hatte in Cleve Holländische Besatzung, und überdieß stand er in einer Defensivallianz mit den Generalstaaten, vermöge welcher er verbunden war, denselben gegen ihre Feinde mit Truppen beyzustehen. Es war schwer, in dieser bedenklichen Lage einen Entschluß zu fassen, ohne sich auf der einen oder andern Seite einer Gefahr auszusetzen. Ließ er sie in ihrer Noth ohne Hülfe, so brach er dadurch die öffentlichen Verträge und Versprechen, die er mit seinem Churfürstlichen Worte bekräftiget hatte: eine Handlung, welche sich mit seiner Ehrliebe und seinem redlichen Charakter schlechterdings nicht vertrug. Stand er ihnen hingegen vertragsmäßig bey, so bekam er den König von Frankreich, und alle, die es mit ihm hielten, zu Feinden. In dem Bündnisse, welches derselbe eben mit der Krone Schweden geschlossen hatte, war bereits ausgemacht worden, wenn auch der König von Frankreich auf Cleve losgienge, welches mit Holländischer Besatzung versehen sey, so wolle man dieses nicht so betrachten, als habe er Deutschland feindselig behandelt; wenn hingegen der Churfürst von Bran-

denburg sich wegen Cleve regen würde: so wolle man ihn für einen Feind ansehen. Noch größer war die Verlegenheit des Churfürsten, da er sah, daß die Franzosen damit umgiengen, ihn mit in den Bund gegen die Holländer zu ziehen, und zu bewegen, daß er seine Waffen mit den ihrigen gegen dieselben vereinige. Wilhelm von Fürstenberg war der erste, der ihn zu diesem Zwecke zu gewinnen suchte. Er kam unter dem Vorwande, als wäre er von dem Churfürsten zu Cölln abgeschickt, zu ihm, und trug im Namen desselben anfänglich nur darauf an, er möchte mit ihm und andern überlegen, auf welche Art der Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden abgewendet werden, oder wenn dieses nicht möglich wäre, wie man die Ruhe in ihren beyden Ländern erhalten könnte. Er klagte überdieß, um die Absicht seiner Sendung desto mehr zu verbergen, über die große Schläfrigkeit, welche in Regensburg herrsche, und fragte, ob es nicht besser wäre, den Reichstag aufzuheben, der ohnehin den Ausländern nur zum Gespötte diene, weil nichts auf demselben zu Ende komme? Ob man nicht lieber die Churfürstenverein erneuern, und eine Zusammenkunft der Churfürsten veranstalten sollte? x) Alles dieses schlug er nur vor, damit man nicht auf den Verdacht gerathen möchte, daß er von Frankreich abgeschickt sey. Nachdem er

x) *Pufendorf* de reb. gest. Friderici Wilhelmi Magni Lib. XI. p. 739.

den Churfürsten auf diese Art vorbereitet hatte, schritt er etwas näher zu seinem Ziele. Was dann, fragte er, in diesen kritischen Umständen zu thun sey? Ob man in dem bevorstehenden Kriege neutral bleiben, oder Theil daran nehmen, und mit wem man es halten solle, mit dem Stärkern oder Schwächern? Dem Churfürsten von Cölln gelte es gleich viel; derselbe glaube aber doch, man müsse die Partey desjenigen ergreifen, für welchen sich England erklären werde.

Brandenburg hatte allerdings selbst viel Grund zum Mißvergnügen gegen die Holländer, die sich der Herrschaft über so viele Städte in seinem Lande anmaßten, auch sonst vieles unternahmen, was dem Churfürsten nicht angenehm seyn konnte. Auch konnte man wohl vermuthen, die Schweden, Dänen und andere würden nicht ungern sehen, wenn die Holländer gedemüthiget würden; wenn sie aber den König von Frankreich so große Fortschritte machen sähen, so konnte man sich wohl zum voraus Rechnung machen, daß sie sich mit allen Kräften bestreben würden, dieselben zu hemmen. Aber diese Gründe waren viel zu schwach, um die stärkern, die ihm riethen, nichts gegen die Holländer zu unternehmen, zu entkräften. Uebrigens hielt er es für das Zweckmäßigste, sie zu ermahnen, daß sie der Krone Frankreich, wenn dieselbe Beschwerden gegen sie hätte, Genugthuung lei-

sten

sten sollten, und ihnen zu erklären, das er ihnen widrigenfalls seinen Beystand versagen würde.

Fürstenberg ließ sich indessen durch die Aeußerungen, welche der Churfürst bereits gethan hatte, nicht abschrecken. Vergebens stellte dieser ihm vor, eine Verbindung gegen die Holländer verbiete ihm die Lage seiner Länder, besonders würden Cleve und alle seine Besitzungen in Westphalen bis an die Weser ihren Anfällen ausgesetzt seyn. Vergebens bestand er darauf, man müsse die Streitigkeit durch Vermittelung beylegen, wozu er sich erbot. Fürstenberg fuhr fort, zu fragen, was dann zu thun sey, gesetzt die Vermittelung liefe fruchtlos ab, und der Krieg wäre unvermeidlich? Er gestand endlich, der Churfürst von Cölln habe beschlossen, der Partey des Königs von Frankreich zu folgen. Er sey von demselben nie beleidiget worden, und könne im Gegentheile viel Gutes von ihm erwarten; von den Holländern hingegen habe er viel Schlimmes erduldet, nie etwas Gutes empfangen. Zuletzt legte er dem Churfürsten sogar die Formel eines Bündnisses nicht nur zwischen Churkölln und Brandenburg zur Erhaltung der Sicherheit ihrer Staaten, und selbst zur Erhaltung des Friedens, sondern für den Fall, wenn der Krieg wirklich entstehen sollte, auch zwischen diesen beyden Churhäusern und den Franzosen vor y).

 Um

y) *Pufendorf* loc. cit. p. 741.

Um auf den Grund der Sache zu kommen, zum Theil auch um zu sehen, was sich zur Abwendung des Krieges thun ließe, schickte der Churfürst den Lorenz Georg Crocow nach Frankreich. Den Holländern hatte er schon zuvor durch seine Minister Vorstellung thun lassen, sie sollten ihr Möglichstes versuchen, um das Ungewitter von sich abzuwenden. Sie hatten auch endlich, als sie deutlich genug wahrnahmen, daß die Französischen Zurüstungen ihnen gelten, den Peter Groot nach Frankreich geschickt, und sich erboten, alles, wodurch sich der König gekränkt finden möchte, sogleich abzuändern, und ihm Genugthuung zu verschaffen. Allein diese Gesandschaft würde, wenn sie auch früher an Ludwigs Hofe angekommen wäre, ihren Zweck verfehlet haben. Um somehr mußte sie jetzt fruchtlos abziehen, da sich demselben bereits so günstige Aussichten auf vortheilhafte Allianzen geöffnet hatten. Crocow, anstatt den König zum Frieden bereden zu können, erhielt vielmehr eben denselben Antrag, den schon Fürstenberg seinem Herrn gethan hatte, daß sich nämlich derselbe mit dem Könige verbinden möchte. Bald darauf ertheilte man ihm die Nachricht, ein Bündniß zwischen Frankreich und Engelland sey bereits zu Stande gekommen; nur wolle es der König von Engelland noch geheim gehalten wissen, bis mit dem Kriege der Anfang gemacht worden, welcher bis zum künftigen Jahre verschoben würde. Nun verdoppelte die Französische Partey ihre Be-

Bemühungen, den Churfürsten von Brandenburg und mehr andere Deutsche Fürsten zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen. Man bot jemem an, man wolle ihm wenn es je das Kriegsglück erlauben würde, Wesel und alle ihm zugehörigen Oerter einräumen. Die übrigen Deutschen schläferte man Cöllnischer Seits mit der Versicherung ein, man habe ja nicht die Absicht, den König von Frankreich noch mächtiger zu machen, sondern nur die Holländer ein wenig zu demüthigen, damit die Stände des Reiches die von denselben ihnen vorenthaltene Oerter durch Traktaten wieder erlangen mögen. Sollte der Franzose zu weit gehen, so würden sich alle vereinigen, ihn zum Frieden zu zwingen z).

In dieser kritischen Lage hielt es der Churfürst für das Räthlichste, daß diejenigen, deren Länder der Gefahr zunächst ausgesetzt seyn würden, zum Schutze derselben ein Bündniß unter sich schließen sollten. Diesem Vorschlage zu Folge kamen die Direktoren des Westphälischen Kreises, der Churfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg und der Bischof von Münster zu Bielefeld zusammen, um über ein Vertheidigungsbündniß zu handlen. Dasselbe kam auch am 7ten April 1671 zu Stand. Die versammelten Fürsten versprachen sich gegenseitigen Beystand, wenn einer von ihnen feindlich angegriffen, oder gegen die Reichsgesetze

z) *Pufendorf.* ibid.

und den Westphälischen Frieden mit Durchzügen, Quartieren, Contributionen, und dergleichen belästiget würde. Die Wirkung dieses Bündnisses hemmte aber bald der Ehrgeiz des Bischofes von Münster, welcher das Kommando über die Landtruppen weder dem Churfürsten noch dem Pfalzgrafen überlassen wollte. Da sich endlich immer mehr zeigte, daß der Bischof von Münster und der Churfürst von Cölln, den man auch in den Bund aufgenommen hatte, von den Franzosen gewonnen seyen: so unterließ der von Brandenburg die Bestätigung des Traktats, und hiemit fiel der ganze Entwurf in sein vorheriges Nichts zurück. Da der Plan mit diesen Fürsten mißlungen war, beschloß der Churfürst, sich an die Schweden, welche damals ihre Allianz mit Frankreich noch nicht geschlossen hatten, an den Kaiser und die Deutschen Reichsstände zu wenden, daß sie zur Erhaltung des Friedens Kriegsrüstungen vornehmen möchten.

Daß von den Deutschen Reichsständen in Ansehung dieses Punktes wenig ersprießliches zu erwarten sey, hätte man freylich leicht voraussehen können. Es mögen zwar wenige Fürsten gewesen seyn, welche nicht einsahen, der Sturz des Holländischen Freystaates könne nicht ohne Erschütterung ihres eigenen Vaterlandes geschehen. Auch würde das Deutsche Reich, wenn es demselben beliebt hätte, 80,000 Mann, oder wohl eine noch weit größere Macht in

das

das Feld zu stellen, diesen Verlust kaum empfunden haben, und hätte sich dem ganzen Europa furchtbar machen können. Aber es fehlte an Eintracht und Gemeinsinn unter den verschiedenen Mitgliedern. Jeder Fürst stand in andern Verhältnissen mit auswärtigen Mächten; jeder hatte andere Absichten, ein anderes Interesse. Der außerordentliche Hang der Reichsstände zur Freyheit hatte dem Kaiser außer dem äusserlichen Prunk beynahe keine Macht übrig gelassen. Ihr Wunsch gieng dahin, daß die Macht des Erzhauses Oesterreich vermindert werde, und sie sahen es für einen Vortheil an, daß demselben durch den Westphälischen Frieden Elsaß entzogen worden, und in die Hände der Franzosen gekommen war. Nachdem das französische Geld angefangen hatte, bey ihnen einen Werth zu bekommen, verschwand jener alte Ruf Deutscher Treue, Standhaftigkeit und Redlichkeit; und Verrätherey war schon kein fremder Name mehr. Kriege, so gemeinnützig und nothwendig sie seyn mochten, wollten sie, weil dieselben dem Privatinteresse des einen oder des andern entgegen waren, lieber durch andere führen lassen, als selbst führen. Selten fand sich ein Reichsstand, der die Bürden, Truppen zu stellen, Quartiere zu tragen, Sold zu bezahlen, ohne Murren trug, und seine seit langer Zeit zusammengerafften Schätze willig dem Vaterlande hinopferte a). Dazu kam noch die ungemeine Lang-

a) *Wagner* Historia Leopoldi Tom. I. p. 2, 8.

Langsamkeit im Gange der Geschäfte auf dem Reichstage, welche bey den ewigen Berathschlagungen, Ueberlegungen der Gründe für und wider die Sache, Bedenklichkeiten, Protestationen, Erinnerungen beynahe nichts zu einem gedeihlichen Schluße kommen ließ; die offenbare Unthätigkeit der Gesandten bey der größten Thätigkeit.

Bey einer solchen Verfassung gelang es dem stäts geschäftigen Franzosen, welche jeden Umstand schlau zu benützen wußten, viel eher die Deuschen, wenn sie je nicht gemeinsame Sache mit dem Könige von Frankreich machen wollteu, wenigstens in ihrer Unthätigkeit zu erhalten, als dem Churfürsten von Brandenburg, sie gegen die Franzosen in Bewegung zu setzen. Die Französischen Minister liefen schon von der Zeit an, da Ludwig den Entschluß gefaßt hatte, die Holländer mit Krieg zu überziehen, von einem Deutschen Hofe zum andern herum, um die Fürsten, die sich um das Zukünftige wenig bekümmerten, durch ihre gewöhnlichen Künste einzuschläfern. Und sie trafen viele an, welche das Schicksal der Niederlande nicht mehr rührte, als wenn die Tartarn die Chinesische Mauer mit Gewalt überstiegen hätten. Die Schweden obwohl sie selbst Mitglieder des Deutschen Reiches waren, hatten in der Folge sogar die Dreustigkeit, die Deutschen Stände öffentlich auf dem Reichstage zu einem Bündnisse mit Frankreich einzula-

laden b). Der Churfürst von Maynz sah es freylich ein, wie viel dem Deutschen Reiche an der Erhaltung der Holländer liege. Aus diesem Grunde verwandte er sich nicht nur bey Ludwigen, um die Freundschaft zwischen ihm und der Niederländischen Republik wieder herzustellen; sondern ermahnte auch den Kaiser, er möchte für die Wohlfahrt des Reiches sorgen, damit nicht bey Entstehung eines Krieges auch den Rheinischen Provinzen eben dasselbe widerfahre, was der Französische Hof jüngst bey seinem unvermutheten Ueberfalle gegen den Herzog von Lothringen verhänget hatte. Dagegen gab es aber immer zehn andere Reichsstände, welche in dieser Sache entweder nichts thun konnten, oder wollten. Die Länder des Churfürsten von Trier lagen zunächst an den Gränzen Frankreichs, und konnten zuerst von dem Könige verschlungen werden. Derselbe foderte auch wirklich, der Churfürst sollte in Coblenz und Ehrenbreitstein Französische Besatzungen einnehmen. Der von Cölln hatte sich ohnehin, wie der Bischof von Münster bereits dem Könige gänzlich ergeben. Auf den von Bayern wirkte der Einfluß der nahen Verwandschaft; denn der Churfürst von Cölln war sein Bruder, und zudem behauptete an seinem Hofe Hermann Fürstenberg, ein Mann von eben derselben Denkungsart, wodurch sich seine Brüder bekannt machten, den ersten Platz. Dazu kam noch eine

große

b) *Wagner* loc. cit.

große Summe Geldes, wodurch man den Churfürsten unter der Vormundschaft Frankreichs erhielt. Durch diese Hülfsmittel hatte man es wirklich soweit gebracht, daß er nicht nur den Franzosen nach seiner Willkühr handeln ließ, sondern in der Folge den Kaiserlichen Truppen sogar den Durchzug durch sein Land verwehrte, auf dem Reichstage die Foderungen des Königs öffentlich unterstützte, und seinem Bruder Hülfsvölker zuschickte. Der Churfürst von Sachsen liebte die Ruhe, und war von der Gefahr desto weniger gerührt, je weiter sein Land von derselben entfernt war. Doch versprach er, ohne Groll gegen Jemand dem Reiche getreu zu bleiben, und schloß mit dem Landgrafen von Hessen und den Herzogen von Lüneburg ein gegenseitiges Vertheidigungsbündniß. Dem Churfürsten von der Pfalz machte der Haß seiner Nachbarn wegen des neulich mit ihnen gehabten Streits über das Wildfangsrecht den Französischen Beystand nöthig. Ueberdieß hielten ihn die Bande der Verwandschaft von einem Entschluß gegen Frankreich ab; denn seine Schwester war an den Herzog von Orleans vermählet. Der Pfalzgraf von Neuburg strebte nach der Polnischen Krone, und man glaubte, er hoffe dieselbe aus Französischen Händen zu erlangen. Der Herzog von Braunschweig-Hannover war schon im Begriffe, seine Truppen zu der Französischen Armee zu stoßen; nur seine Verwandten, die Herzoge von Zelle und Lüneburg hielten ihn

noch

noch zurück. Die übrigen kleinern Fürsten hatten ohnehin wenig Gewicht, und zitterten um so mehr vor Frankreichs Macht, jemehr sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, besonders, da die französischen Emissärs öffentlich drohten, der Donnerkeil, den man den Holländern schmiede, werde auf sie selbst fallen, wenn sie diese unterstützen werden. Der einzige war also wohl der Churfürst von Brandenburg, der sich vorgesetzt hatte, sich den Franzosen, wenn sie zu bedenkliche Fortschritte thun sollten, mit Ernst zu widersetzen.

Als Ludwig sah, daß er denselben nicht in sein Intresse ziehen, und gegen die Holländer reitzen könne: ließ er durch den von Fürstenberg ihm den Antrag machen, er möchte wenigstens eine strenge Neutralität beobachten. Dieser Antrag war besonders dem Pfalzgrafen von Neuburg willkommen, und er gab sich viele Mühe, den Churfürsten zur Annahme desselben zu bereden. Dieser hatte aber bereits den Entschluß gefaßt, den Holländer, jedoch nur in dem Falle zu Hülfe zu kommen, wenn Ludwig seine Waffen zu gewaltig ausbreiten, und dadurch das Europäische Gleichgewicht in Gefahr kommen würde. Doch hielte er seine wahre Gesinnung vor den Franzosen noch zur Zeit geheim, welches sie nicht wenig in Verlegenheit setzte. Diese verdrüßliche Zweydeutigkeit, welche der Churfürst beobachtete, nöthigte sie zu wiederholten malen, in ihn zu dringen,

gen, er möchte sich doch einmal deutlich erklären, welcher Parthey er folgen wolle: Ehe er seinen Entschluß durch eine ausdrückliche Erklärung bekannt machte, oder durch eine öffenliche Handlung verrieth, schickte er noch einige Minister nach Schweden und Dänemark ab, um die Gesinnungen dieser beyden Höfe auszuforschen. Ersterer war damals eben in Unterhandlungen mit Frankreich begrieffen, und bald darauf, nämlich am 27sten März 1672 kam das schon oben erwähnte Bündniß zwischen beyden Kronen zu Stande. Dieser Umstand bestimmte endlich den Churfürsten von Brandenburg, sich am 26sten April mit den Holländern aufs Neue zu verbinden, und ihnen seinen Beystand vertragsmäßig zuzusichern c).

Was bey diesem ganzen Hergange am meisten auffiel, war der Umstand, daß sich der Kaiserliche Hof bisher so stille gehalten hatte, und beynahe ganz unthätig geblieben war. Vielen kam dieses um so mehr unbegreiflich vor, da es einem jeden in die Augen fallen mußte, daß, wenn es den Franzosen gelänge, die Republik Holland zu unterjochen, auch die Spanischen Niederlande der unfehlbare Raub derselben seyn würden. Einige legten es bereits dem Oesterreichischen Hofe zur Last, daß derselbe versäumet habe, das Bündniß Schwedens mit der Krone

Frank-

c) *Pufendorf* l. c. p. 794.

Frankreich zu hintertreiben, welches man, wie sie sagten, leicht hätte thun können d). Man war nämlich von Seite Schwedens wirklich schon im Begriffe gewesen, mit dem Kaiser einen Tractat zu schließen; Oesterreichischer Seits hatte man aber noch eine Bedenklichkeit in Betreff eines gewissen Punktes gehabt, und darüber war die Unterhandlung ins Stecken gerathen. Diesen Vorfall hatten die Franzosen benützt, und die Schweden auf ihre Seite gezogen. Allein man darf nur die damaligen Zeitumstände etwas genauer zusammenhalten, um es weniger sonderbar zu finden, daß sich Leopold in Betreff dieser Angelegenheit so zurückhaltend betrug. Nebst dem, daß er vermöge besonderer Traktaten Bedenken trug, seine Waffen gegen einen mit Spanien verwandten König zu kehren, und aus diesem Grunde schon ehemals gezögert hatte, der Trippelallianz beyzutreten, fühlte er sich vermuthlich zu schwach, aus eigenen Kräften einen weitaussehenden Krieg auszuhalten, und auf Unterstützung von Seite des Deutschen Reiches durfte er sich wenig verlassen. Wie wenig die Deutschen geneigt seyen, wenn die Republik Holland oder die Spanischen Niederlande in Gefahr kamen, selbige durch ernstliche Maaßregeln gemeinschaftlich abzuwenden, hatten sie schon damals gezeigt, als man sie zur Theilnahme an der Trippelallianz einlud. Außer denen

d) *Pufendorf.* ibid. p. 779.

denen von Maynz und Trier, bey denen man eine Bereitwilligkeit wahrnahm, wollte kein einziger Reichsstand mit dieser Sache etwas zu thun haben, und die ganze Unterhandlung auf dem Reichstage lief fruchtlos ab. Sehr wahrscheinlich waren auch die Unruhen, die um eben diese Zeit in Ungarn ausgebrochen, ein großes Hinderniß für den Kaiser, sich in andere Angelegenheiten zu mischen.

Weil der Kaiser solche Maaßregeln ergriffen hatte, welche auf die Unterdrückung der protestantischen Religion in Ungarn abhielten, weil ferners die Ungarn die Deutschen Besatzungen, womit Leopold alle seine Festungen in Ungarn versehen hatte, nicht dulden wollten, zum Theil auch aus mehr andern Ursachen, entspann sich in diesem Königreiche eine fürchterliche Verschwörung. Die Vornehmsten der Nation waren die Häupter derselben. Man hielt, wie dieses bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist, mehrmalen Zusammenkünfte, entwarf Plane, und dreyzehn Comitate traten endlich in ein Bündniß zusammen, warben Kriegsvolk an, und ernannten den Ragoczy zu ihrem Oberhaupte. Die scharfen Todesstrafen, welche Leopold an den Urhebern der Empörung, an den Grafen von Tettenbach, Serini, Nadasti und Frangipani vollziehen ließ, erbitterten die übrigen mißvergnügten Großen nur noch mehr; und da sich hierauf die Ungarischen Stände weigerten, auf einem Landtage, den er ausgeschrieben

den hatte, zu erscheinen, wenn er nicht zuvor eine allgemeine Amnestie bekannt machen würde: so fand er für nöthig, 30,000 Mann nach Ungarn abzuschicken, um die Rebellen zu bezwingen.

Wenn gleich diese Unruhen in der Hauptsache bereits gestillet waren: so erfoderte doch die Klugheit noch ferner auf der Hut zu seyn; und in einer solchen Lage war es für den Kaiser bedenklich, sich in die Angelegenheiten Hollands zu mischen, und Truppen in entfernte Provinzen zu einer Zeit zu senden, da man dadurch seine eigenen in Gefahr setzen konnte. Die vornehmste Ursache aber, warum der Kaiser bisher einen unthätigen Zuschauer abgegeben hatte, lag unstreitig in den Kunstgriffen der Franzosen selbst. Gerade zur Zeit, da der König von Frankreich die bedenklichsten Kriegsrüstungen vornahm, schrieb er an den Kaiser, er möchte ja wegen derselben keinen bösen Verdacht schöpfen, gegen das deutsche Reich werde er nichts unternehmen, mit allen seinen Anstalten sey es nur darauf angesehen, seine Feinde ein wenig zu züchtigen. Um den Kaiser nebst dem Könige von Spanien und allen katholischen Fürsten noch mehr in eine falsche Hoffnung von Sicherheit einzuwiegen, ließ er durch Priester und Mönche überall ausstreuen, er habe im Grunde keine andere Absicht, als die Ketzerey selbst in ihrem festesten Schlosse anzugreifen, indem die mächtigsten Stützen derselben, die Engelländer und Holländer selbst bemühet wären,

sich gegenseitig in den Untergang zu stürzen e). Durch solche Blendwerke brachte er es dahin, daß der Kaiser, ein Herr von vieler Redlichkeit und eben so grossem Religionseifer, es sich zur Gewissenssache machte, den Franzosen in seinen Unternehmungen zu hindern, und dem Umsturze der Niederlande ruhig würde zugesehen haben, wenn ihn nicht der Churfürst von Brandenburg aufgeweckt hätte. Im ganzen katholischen Deutschlande fand diese abentheuerliche Versicherung des Königs so viel Glauben, daß alles laut darüber frohlockte, alles schon im Geiste die protestantische Religion völlig vertilgt sah, und die Protestanten selbst anfiengen, sich zu fürchten f). Leopold glaubte auch um so weniger, daß die Spanier in Gefahr kommen dürften, da er erst vor Kurzem, nämlich am ersten November 1671 ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich geschlossen hatte, welches seines Erachtens deutliche Spuren einer sehr friedfertigen Gesinnung Ludwigs gegen den katholischen König verrieth. Das Hauptsächlichste desselben war, daß Ludwig auf das Feyerlichste versprach, den Achner Frieden mit Spanien zu halten, so daß es dem Kaiser frey stehen sollte, dem Könige von Spanien die Gewährleistung desselben zuzusagen. Dagegen behielt sich Ludwig vor, daß, wenn außerhalb der Kreise und Lehen des Deutschen Reiches, welches die Stände

e) *Pufendorf* ibid. XI. §. 50. p. 797.
f) *Wagner* loc. cit. p. 278.

Stände oder Vasallen desselben besitzen, zwischen dem allerchristlichsten König auf der einen, und den Königen von Engelland, von Schweden und den Staaten der vereinigten Niederlande auf der andern Seite ein öffentlicher Krieg entstehen sollte, wobey jedoch der gedachte Achner Friede von Seite des allerchristlichsten Königs unverletzt bleiben würde, der Kaiser in Ansehung dieser von demselben versprochenen Beobachtung des besagten Friedens gleichfalls verspreche, und sich verpflichte, sich auf diesen Fall, außer einer gütlichen Verwendung seiner Dienste, in einen solchen Krieg nicht einzumischen, und weder durch sich selbst, noch durch andere, noch mit ihnen zu ihrer Vertheidigung, noch mit andern zu eben diesem Zwecke eine Verbindung gegen den allerchristlichsten König einzugehen, noch den besagten Königen von Engelland und Schweden, oder den Staaten der vereinigten Niederlande, wenn sie Feinde des allerchristlichsten Königs seyn werden, in diesem oben gemeldeten Falle irgend eine Hülfe entweder an Waffen, oder an Geld, Rath, oder auf irgend eine andere Art zu leisten oder zuzuschicken g).

 Die-

g) Ut itaque eo magis mutua amicitia inter Imperatorem & Regum Christianissimum posthac servetur, utraque pars alterius, nec non Regis Catholici utilitatem, honorem ac commodum promoveat, quin etiam sua Majestas cæsarea intuitu & ex causa modo promissæ a Rege Christianissimo observantiæ dictæ pacis Aquisgranensis se obligat, & spondet, quod si illæsa perma-

Diese arglistige Aeußerung in einer öffentlichen Urkunde gab den Versicherungen, welche Ludwig in der Folge durch Mönche ausstreuen ließ, ein starkes Gewicht. Leopold zweifelte nicht mehr, die großen Zurüstungen des Königs von Frankreich seyen gegen Niemand andern, als gegen Engelland, Holland und Schweden, und zu keinem andern Zwecke, als zur Ausrottung der protestantischen Religion bestimmet. Eben dieser Umstand, und sein in diesem Bündnisse gethanes deutliches Versprechen hielt ihn ab, zur Vereitelung der Französischen Absichten das Geringste zu unternehmen. Da aber mitterweile sich an den Tag legte, daß Ludwig nichts weniger als einen Krieg mit Engelland und Schweden vorhabe, sondern vielmehr beyde Könige zu gewinnen gewußt hatte, damit sie seine Absichten auf Holland beförderten: mußte nothwendig Erstaunen über die Art entstehen, wie man

manente ex parte Regis Christianissimi modo memorata pace extra circulos & feuda Imperii, quos aut quæ status aut Vasalii Imperii possident, inter Regem Christianissimum ex una, deinde Reges Angliæ & Sueciæ & unitos ordines Belgii ex altera parte insurgeret bellum apertum, quod in talem casum & eventum Imperator excepta pacifica interpositione suorum officiorum se non velit immiscere tali bello, nec per se, nec per alios, nec cum his ad illorum defensionem, nec cum aliis ad hunc finem & effectum facere confœderationem contra Regem Christianissimum, nec dicto Regi Angliæ, Sueciæ aut Ordinibus unitis Belgii, si erunt hostes Regis Christianissimi, in casum supra memoratum dare aut submittere ullum auxilium sive armis sive pecunia, consilio, vel ullo alio modo. *Londorp.* Acta publ. Tom. IX. p. 820.

man sich habe täuschen lassen, und Unwillen des Kaisers trat nun an die Stelle der vorherigen freundschaftlichen Gesinnungen gegen den Französischen Hof. Diese vortheilhafte Wendung begünstigte ungemein die Absichten des Churfürsten von Brandenburg, welcher in dieser Angelegenheit nicht anders, als gemeinschaftlich mit dem Kaiserlichen Hofe zu Werke gehen wollte. Er hatte bereits den Fürsten von Anhalt an den Kaiserlichen Hof geschickt, und durch denselben dort vorstellen lassen, der Kaiser möchte es doch dahin bringen, daß auf dem Reichstage durch die Stimmen der Stände Krieg gegen Frankreich erkläret werde; er möchte den Churfürsten von Cölln, und den Bischof von Münster von ihrem schädlichen Unternehmen abmahnen, und sorgen, daß die Freyheit der Stadt Cölln, welcher der Churfürst hart zusetzte, aufrecht erhalten werde. Diesem Antrage gab die Nachricht, die man um diese Zeit erhielt, daß der Churfürst von Cölln bereits Kaisersheim, Bonn und andere Oerter durch Französische Truppen habe besetzen lassen, und der König sich auch aller Städte im Clevischen bemächtiget habe, einen besondern Nachdruck. Leopold und Friederich Wilhelm vereinigten sich sogleich durch ein förmliches Bündniß, die Friedensverträge von Cleve, Oliva und Achen aufrecht zu erhalten, für die Freyheit der Stadt Cölln, und der Holländischen Republik zu sorgen, und die Stadt Bremen gegen den König von Schweden, welcher

 sie

sie unter seine Bothmäßigkeit zu bringen suchte, zu vertheidigen h).

Gramonville, Französischer Gesandter zu Wien, merkte bald, daß eine Veränderung in den Gesinnungen des Hofes vorgegangen sey, so sorgfältig auch Leopold sich bemühte, seinen Entschluß anfänglich geheim zu halten, weil er erst noch die Anschläge der Feinde näher ausforschen wollte. Jener nahm alle seine Beredsamkeit zu Hülfe, um den Hintergangenen, wie er sich ausdrückte, ihren Irrthum zu benehmen. Er bewirkte sich sogar die Erlaubniß, öffentlich in der Versammlung des Staatsrathes den Entschluß des Königs, und die Gründe, welche ihn dazu bestimmten, oder die wahre Beschaffenheit der Unternehmungen desselben darstellen zu dürfen i). Seine wortreiche Rede hatte aber keine andere Wirkung, als daß man sie bald darauf in einer beißenden Schrift widerlegte, und der Kaiser auch mit den Holländern sich in ein Bündniß einließ, worinn er ihnen seinen Beystand versprach.

Mittlerweile hatte der König Ludwig, und worüber fast ganz Europa erstaunte, in Gesellschaft mit ihm auch der König von Engelland den Holländern den Krieg erkläret. Das Manifest des erstern war vom 7ten April 1672, und zählte die Ursachen her, welche den König zur Ergreifung der Waffen gegen die

h) *Pufendorf*. Lib. XI. §. 51. p. 797. seqq.

i) *Wagner* loc. cit. p. 287. seqq.

die Holländer bewogen hatten. Sie hatten sich, hieß es, zum Nachtheile der Krone Frankreich, mit andern in Bündnisse eingelassen, die Verbreitung beleidigender Gemälde und Schriften geduldet, und sich überhaupt undankbar gegen Frankreich betragen: die Hauptursache des Grolls, welchen Ludwig gegen sie gefaßt hatte, war wohl diese, daß sie seinem Vergrößerungsplan durch die Trippelallianz einen Damm entgegengesetzt hatten. Es war wohl im Grunde nichts billiger, als daß sie auf solche Art das Ihrige zu retten suchten; aber der König von Frankreich nahm dieses als eine Beleidigung auf.

Zuerst brach der Verabredung zu Folge der König von Engelland los. Noch ehe er den Holländern den Krieg förmlich erklärt hatte, griff er sie unvermuthet zur See an. Er wußte, daß eine reiche Holländische Flotte um diese Zeit aus Smyrna zurück komme, und paßte ihr auf. Unweit Ostende kam es zum erstenmale zum Gefechte. Aber hier lehrte bald die Erfahrung, wie viel der Patriotismus, und das Bewußtseyn, daß man für seine eigene Sache fechte, vermag. Lastschiffe nahmen es mit Kriegsschiffen auf, und am Ende des Treffens konnten sich die Engelländer nicht des geringsten Vortheiles rühmen. Seit dieser Zeit kam es noch einigemale zum Treffen, und allemal trugen die Holländer entweder offenbar den Sieg davon, oder verhielten sich wenigst so, daß der Ausgang des Treffens zweifelhaft war. Desto glück-

licher war hingegen der König von Frankreich. Er rückte im April 1672 mit vier Armeen ins Feld; die eine, 53,000 Mann stark, führte er selbst an; doch hatte er deu berühmten Turenne zur Seite; über die andere hatte der Prinz von Conde, über die dritte der Marschall Crequi den Oberbefehl; die vierte worüber der Herzog von Luxenburg das Kommando hatte, rückte den beyden geistlichen Fürsten zur Hülfe an. Mit unglaublicher Schnelligkeit thaten die Französischen Heere außerordentliche Fortschritte. In ungefähr zwey Monaten eroberte Ludwig mehr als drey Provinzen von Holland, und vierzig Städte, worunter einige, als Rheinbergen, Arnheim, und Utrecht sich ergaben, ehe noch der Schall einer Kanone sie erschreckt hatte, fielen in seine Hände k). Unter allen that Nimwegen unter dem Kommandanten von Weldern dem Türenne den stärksten Widerstand. Nachdem der König in dieser kurzen Zeit Geldern, Utrecht, Zütphen, erobert hatte, rückte er beynahe bis an die Thore von Amsterdam. Es war gleichsam ein Wunderwerk, daß Länder die von so vielen festen Schlössern umgeben, durch so viele Wälle und Sümpfe unzugänglich, und von einem streitbaren und tapfern Volk angefüllt waren, so geschwind, und gleichsam durch einen einzigen plötzlichen Anfall dem Franzosen zur Beute wurden. Aber das Wunderwerk

hö-

k) *Rinks* Leben und Thaten Leopolds, Th. II. S. 209.

höret auf, ein solches zu seyn, wenn man bedenket, daß das Volk des bisher lange genossenen Friedens wegen, der Waffen nicht mehr gewohnt, und zur Empörung geneigt, und bey dem ungemeln heißen Sommer der Uebergang über die vertrockneten Flüsse überaus leicht war. Ueberhaupt befanden sich die Holländer, wie schon oben gemeldet worden, in einem sehr schlechten Vertheidigungsstande, so, daß Ludwig sich im Stande sah, ohne viele Schwierigkeiten fast überall den Meister zu spielen, und einige Große in den Niederlanden schon auf den verzweifelten Entschluß geriethen, dem Könige als Sieger die ganze Republik Holland gegen gewisse Bedingnisse zu übergeben l). Nur die Standhaftigkeit der Einwohner von Amsterdam, welche sich diesem Entschlusse herzhaft widersetzten, und ihr Land dadurch schützten, daß sie es unter Wasser setzten; und die Hoffnung auf den Beystand der Alliirten, des Kaisers und des Churfürsten Friederich Wilhelms von Brandenburg richtete ihren Muth wieder auf.

Indessen gieng es mit der Hülfe, die diese ihnen leisteten, ziemlich schläfrig zu. Leopold sah sich noch zur Zeit durch zu wenig Bündnisse verstärkt; außer jenem mit Brandenburg hatte er noch keines zu Stand gebracht, und auch gegen diesen Bundsgenossen hatte man ihm Mißtrauen eingeflößet; er hatte sogar dem Französischen Gesandten Gramonville versprochen, die

Ar=

l) *Wagner* loc. cit. p. 296.

Armee, welche er dieses Jahr ins Feld stellen wird, werde keine Feindseligkeiten gegen Frankreich ausüben m). Der Churfürst von Brandenburg brach erst am 19ten August 1672 mit seinen Truppen von Berlin auf; ein Theil derselben zog nach Westphalen, zu dem andern stieß Montecucculi zu Samstädt im Hildesheimischen. Obwohl nun Friedrich Wilhelm rieth, man sollte geradezu über die Weser nach Westphalen rücken: so war doch Montecucculi dazu nicht zu bewegen, sondern brachte es dahin, daß die Brandenburgischen Truppen mit ihm nach den Rhein marschirten. Kaum waren sie eine Strecke fortgerückt, als sie schon mehr mit Schwierigkeiten, die ihnen ihre eigenen Landsleute und Freunde machten, zu kämpfen hatten, als mit den Feinden. Der erste, der ihnen den Durchzug durch sein Land weigerte, war der Churfürst von Trier. Er hatte den Franzosen versprochen, keiner von den streitenden Parteyen denselben zu gestatten, und fürchtete ihre Rache, wenn er sein Wort brechen würde. Als man hierauf gegen Frankfurt zugieng, erhielt man auch hier eine abschlägige Antwort, und fand die Brücke abgebrochen. Wenn er die Brücke, sagte der Churfürst von Maynz, den Kaiserlichen frey ließe, so würden auch die Franzosen eben dasselbe fodern. Türenne und Vaubrun würden aus Elsaß herbeyeilen, und das ganze Maynzer Land eine Beute ihrer beyden Armeen werden. Man

m) *Wagner* loc cit. p. 296.

Man beschloß nun, durch das Pfälzische Gebiet über den Rhein zu gehen; aber der Churfürst von der Pfalz drohte, er wolle in Oppenheim Französische Besazzung einnehmen, wenn man in seinem Gebiete über den Rhein gehen wolle. Er beklagte sich ferner in anzüglichen Ausdrücken, daß der Kaiser zur Zeit, da alles des Friedens genieße, eine Armee durch die Länder der Fürsten führe, welche der Krieg gar nicht angehe, daß er dadurch einen gefährlichen Krieg nach Deutschland ziehe n). Während daß die Alliirten die Zeit mit solchen fruchtlosen Versuchen und daraus entstandenen Streitigkeiten zubrachten, rückte der Winter heran, und die Armeen zogen nach Westphalen in die Winterquartiere. So ward beynahe der ganze erste Feldzug mit Marschen zugebracht, ohne daß nur eine einzige ernsthafte Unternehmung erfolgt war. Nur von Seite der Holländer ward der Bischof von Münster, welcher Gröningen belagerte, genöthiget, unverrichteter Dinge von dieser Festung abzuziehen; im Gegentheile ward seine eigene sehr gute Festung Coverden bey einem starken Nebel überrumpelt und eingenommen.

Nicht viel lebhafter war, wenigst am Anfange, der Feldzug des Jahres 1673. Da Türenne die Feinde sogar in den Winterquartieren beunruhigte, waren alle Generale der Kaiserlichen und Brandenburgischen Armee der Meynung, man müsse ihm entge-

n) *Wagner* p. 290. seqq.

gegen gehen, und den durch Marsch und Kälte entkräfteten Feind angreifen. Aber um diese Zeit gieng Friedrich Wilhelm schon mit ganz andern Gedanken um, und seine Minister, welche schon lange wünschten, daß er von diesem Kriege abstehen möchte, hintertrieben die Ausführung dieses Planes, damit nicht etwa ein einziges Treffen ihm den Rückweg zur Aussöhnung mit Frankreich abschneiden möchte. Der Churfürst verlangte eine Bedenkzeit über diesen Vorschlag; aber während derselben verstrich die gute Gelegenheit, und Turenne, der die Gefahr in seiner gegenwärtigen Lage sah, zog sich nach Dortmund, wo er mehr Sicherheit hatte. Man kann wohl aus diesem und mehr andern Vorfällen nicht viel anders schliessen, als daß es seit dem Anfange dieses Krieges keinem von den dreyen Alliirten wahrer Ernst gewesen, etwas Entscheidendes zu unternehmen; es traf aber auch dießmal ein, was bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich geschieht, daß eine Partey die Schuld mißlungener Entwürfe auf die andere warf.

Besonders stark klagte der Churfürst, daß er beynahe von allen Seiten hintergangen worden. Nicht nur Montecucculi hatte durch sein Zögern, durch seine Unthätigkeit, und durch verschiedene andere Kunstgriffe seine Absichten größtentheils vereitelt, sondern auch die Holländer ihm die versprochenen Subsidien nicht bezahlt; und, damit das Maaß der Beschwer-

lich-

lichkeiten voll würde, so hatten auch die Deutschen Stände, durch deren Länder seine Truppen ziehen mußten, große Klagen deswegen erhoben, und ihn ungeachtet seiner Versicherungen, daß er diesen Krieg nur zum allgemeinen Besten unternehme, durch nichts unterstützt o). Solche Ereignisse gaben wenig Aufmunterung zu künftigen Unternehmungen, und wirkten so stark auf ihn, daß er bald in allem Ernst auf Mittel dachte, sich auf irgend eine vortheilhafte Art diesem verhaßten Geschäfte zu entziehen. Weil die Spanier durch einen offenbaren Angriff gegen die Franzosen der Sache der Alliirten einen großen Vorschub hätten geben können: drang er mit vielem Eifer in sie, dieses zu bewirken. Er war aber nicht im Stande, sie dahin zu bringen, daß sie sich in Bewegung setzten. Er schickte hierauf Gesandte nach Engelland, und suchte den König zu bereden, daß er Friede mache. Denn es war zu vermuthen, daß, wenn einmal Engelland sich zurückzöge, auch Ludwig desto leichter die Hände zum Frieden bieten würde, und in diesem Falle wäre er, wenn ein allgemeiner Friede erfolgte, von dem Vorwurfe befreyet, daß er seine Alliirten einseitig verlassen habe. Aber auch hier verfehlte er seinen Zweck. Durch sechs Monate seit der Vereinigung der Kaiserlichen und Brandenburgischen Truppen hatten erstere genug gezeigt, daß sie nicht gesonnen seyen, mit den Franzosen anzubinden, und

o) *Wagner* p. 290. seqq.

und während dieser Unthätigkeit hatte Friedrich Wilhelm beynahe alle seine Westphälischen Besitzungen verloren. Er schrieb daher an den Kaiser: „Da er sehe, daß er von allen seinen Bundesgenossen verlassen sey, so sey ihm nichts anders übrig, als daß er selbst für sich sorge. Seine besten Besitzungen seyen in den Händen der Feinde; die übrigen würden von seinen eigenen Soldaten ausgezehrt; die Niederländer hätten seit einem halben Jahre nichts bezahlt; die ganze Last des Krieges läge auf ihm allein; dieselbe auszuhalten sey er nicht im Stande. Niemand werde es ihm daher verdenken, wenn er diejenigen Entschlüsse ergreiffen werde, welche die Noth erzeugt p)."

Es gehöret unter die sonderbaren, zuweilen, und meist gerade zur Zeit, wo man es am wenigsten wünschet, sich ereignenden Fälle, daß der Kaiser gerade jetzt, da der Churfürst im Begriffe war, aus Mangel an Unterstützung sich von ihm zu trennen, ernstlich entschlossen war, das gemeinschaftliche Vorhaben der Allirten nachdrücklich zu befördern. Nie hätte daher ein solcher Entschluß des Churfürsten zu einer ungelegenern Zeit kommen können, als eben jetzt. Da die Kaiserlichen Minister sich viele Mühe gaben, ihn von seinem Vorhaben zurückzuhalten; so mußte Crocov entgegen vorstellen, die unvermeidliche Noth trei-

p) *Pufendorf.* §. 84. p. 839.

treibe seinen Herrn zu einer Trennung von den Verbündeten; wenn er sich zu diesem Schritte nicht verstände, so würde er alle seine Besitzungen jenseits der Weser dem Feinde als eine Beute überlassen müssen. Wenn er gezwungen sey, Separat-Traktaten einzugehen: so werde er doch über dem Bündnisse mit dem Kaiser zur Vertheidigung des Reiches fest halten. Wenn man ihm aber nicht sogleich ein Mittel zeige, wodurch seine Lage gebessert werden könne: so werde es der Kaiser nicht mißbilligen, wenn er sich seinem Vaterlande erhält. Es sey auch ein himmelweiter Unterschied zwischen seinem Bündnisse mit dem Kaiser, und dem mit den Holländern. In jenem habe er, wiewohl wider seinen eigenen Wunsch, nichts anders versprochen, als daß er seine Bemühungen, Deutschland zu schützen, mit dem Kaiser vereinigen wolle. Weil daher die Holländer ihn durch die Nichterfüllung des Vertrages in eine solche Noth verfallen ließen: so sey es ihm, besonders da sich mit ihnen niemand, auch nicht einmal der Kaiser, auf solche Bedingnisse, wie er, hatte einlassen wollen, wohl erlaubt, die Fesseln zu zerreißen. Nichts würde ihn bey der Nachwelt entschuldigen können, wenn er allein die ganze Last des Krieges zum offenbaren Verderben seines Hauses auf sich laden würde" q).

Dieser

q) *Pufendorf* §. 85. p. 841. seqq.

Dieser letztere Punkt, welchen Crocow in seiner Vorstellung berührte, daß es nämlich dem Brandenburgischen Hause zum größten Schaden gereichen würde, wenn Friedrich Wilhelm länger seinen Bündnissen getreu bliebe, mag wohl zu seinem Entschlusse, sich von seinen Alliirten zu trennen, mehr beygetragen haben, als alle seine oben angeführten Beschwerden. Friedrich Wilhelm hatte allem Ansehen nach keine schlechte Speculation gemacht. Die Holländer besassen seit geraumer Zeit vertragsmäßig einige Plätze, die ihm zugehörten, und deren Zurückgabe er eben darum, weil sie ihnen als eine treffliche Schutzwehre an den Gränzen dienten, von ihnen nicht hoffen durfte. Machte er sich nun dem König von Frankreich durch den Abtritt von dem Bündnisse der Gegenparthey verbindlich: so ließ sich erwarten, daß ihm derselbe am Ende diese Plätze aus Erkenntlichkeit einräumen würde. Er fürchtete zugleich, diese Oerter möchten einst über Kurz oder Lang dem Churfürsten von Sachsen, oder dem Könige von Schweden eingeräumt werden, welche ihm das Herzogthum Cleve schon lange streitig gemacht hatten. Daß der König von Frankreich begierig eine solche Gelegenheit ergreifen werde, den Kaiser dadurch zu schwächen, daran war wohl nicht zu zweifeln r).

Um

r) *Wagner* loc. cit. p. 304.

Um den Churfürsten zu vermögen, daß er bey seiner Parthey bleibe, und den Krieg fortsetze, stellten ihm die Kaiserlichen Minister vor: der Kaiser werde 30,000 Mann nach den Niederlanden schicken, die Spanier werden 15,000 hinzufügen, und wenn es nöthig seyn sollte, werde man diese Zahl noch erhöhen. Man werde auch über diese Angelegenheit zu Regensburg einen Vortrag thun, wo die Schlüsse ohne Zweifel nach Wunsch ausfallen werden. Man habe auch Hoffnung, die Holländer werden künftig die bedungenen Subsidien richtig bezahlen. Endlich werde man sich auch bemühen, die Herzoge von Zelle und Wolfenbüttel in dasselbe zu ziehen.

Was das deutsche Reich betrifft, dessen Theilnahme zu bewirken man versprach, so hatte es wenig Anschein, daß von dieser Seite etwas Fruchtbares zu hoffen seyn dürfte. Schon im verflossenen Jahre hatte der Churfürst zu Regensburg Vorstellungen thun lassen, um das Reich zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen. Er richtete aber so wenig aus, daß viele Stände vielmehr sein Unternehmen auf der gehäßigen Seite betrachteten, und das Bündniß des Kaisers mit ihm als eine Sache tadelten, welche den Reichsgesetzen entgegen sey, und Deutschland in einen Krieg verwickeln werde. Einige waren offenbar den Franzosen günstig, andere verriethen durch ihre Aeußerungen und ihr Betragen deutlich ihre Eifersucht gegen den Churfürsten s). Ueberhaupt

s) *Pufendorf* l. c. §. 69. p. 822. seq.

nahm man während dieses ganzen Handels an den deutschen Fürsten eine Verlegenheit wahr, die man ehemals nie in einem so hohen Grade an denselben bemerket hatte, und es ist dieses eine von den traurigen Folgen des dreyßigjährigen Krieges, daß die Nation fast alles Vertrauen auf sich selbst verlohren hat.

Während daß die kaiserlichen Minister bemühet waren, den Churfürsten von seinem Vorhaben abzuhalten, schickte der Pfalzgraf von Neuburg, der schon lange, wahrscheinlich aus Furcht vor den üblen Folgen des Krieges, die Herstellung der Ruhe gewünscht hatte, seinen Rath Stratemann zu ihm nach Minden, und erbot sich, die Aussöhnung desselben mit dem Könige von Frankreich zu bewirken. Da jener erklärte, er würde den Frieden nicht ausschlagen, wenn er billige Bedingnisse erhalten könnte: so schickte der Pfalzgraf eben diesen Stratemann nach Paris, daß er die Gesinnung des Königs ausforsche. Nach seiner Zurückkunft meldete derselbe, der König sey einem Frieden nicht abgeneigt. Wenn aber der Churfürst seine Westphälischen Besitzungen vor dem allgemeinen Frieden erhalten wollte: so sey nothwendig, daß er sich in den Holländischen Krieg nicht weiter mische. Er könne sich aber vorbehalten, daß es ihm, wenn Frankreich das deutsche Reich angreifen würde, frey stehen sollte, demselben beyzustehen. Nachdem Friedrich Wilhelm alle Umstände

und alle Gründe für und wider die Sache genau erwogen, beschloß er, den Frieden auf diese Bedingnisse anzunehmen. Stratemann und Franz Meinders mußten sich zu dem Könige begeben, damit die Friedensformel, welche ersterer mit sich gebracht hatte, mit einigen Veränderungen in den Ausdrücken in ein förmliches Instrument verwandelt werde. Der Traktat kam zu Vossen am 6ten Junius 1673. zu Stande. Friedrich Wilhelm versprach darin, den Feinden Frankreichs keine Hülfe mehr zu leisten, und daß alle Holländische, oder andere fremde Truppen seine Plätze räumen sollten. Der König von Frankreich hingegen machte sich verbindlich, ihm alles, was er bisher im Herzogthum Cleve, im Fürstenthum Minden, in der Grafschaft Mark und Ravensberg, und in andern Gegenden besetzt habe, zurückzustellen, jedoch mit Ausnahme einiger Besitzungen am Rhein, nämlich der Städte Wesel und Rees, welche er indessen bis zum Ende des Krieges mit seinen Truppen besetzt halten wolle. Dem Churfürsten ward die Freyheit vorbehalten, dem deutschen Reiche beyzustehen, wenn Frankreich dasselbe angreifen würde. Hingegen setzte der König zum voraus fest, es sollte als kein Angriff des Reiches betrachtet werden, wenn er gegen einen solchen Fürsten zu Felde ziehen würde, der ihn angegriffen, oder den Feinden der Krone Frankreich mit Verletzung des Westphälischen Friedens Beystand leistete

stete t). Nachdem dieser Friede geschlossen war, schickte Friedrich Wilhelm seinen Minister Crocow nach Wien zu dem Kaiser, und ließ sich dieser Handlung wegen, als wozu ihn die Noth gezwungen habe, entschuldigen.

Der Abtritt des Churfürsten von dem Bündnisse war für den Kaiser eine um so mehr unangenehme Ereigniß, da das bisherige Gleichgewicht unter den Kriegführenden Partheyen zu Land dadurch merklich gestört war. Nichts destoweniger beharrte er auf seinem schon zuvor gefaßten Entschlusse, sich der Sache der Holländer mit Ernst anzunehmen. Jetzt war eine thätige Betreibung dieses Geschäftes vermittelst der Waffen wirklich um so zuversichtlicher zu erwarten, da Lobkowitz, welcher dieselbe bisher am meisten gehindert, seinen Einfluß am kaiserlichen Hofe größtentheils verlohren hatte. Eine Armee von 30,000 Mann war bestimmt, seine Bundesgenossen zu unterstützen. Als der Französische Feldherr Turenne merkte, daß diese Macht gegen ihn anrücke: so zog er, nachdem er die Brandenburgischen Plätze geräumet hatte, nach Waldeck, Nassau, Solms, Wetzlar, und dehnte seine Truppen bis gegen Frankfurt aus. Um aber einen sicheren Rückzug zu haben, nahm er die Reichsstädte in Elsaß, Hagenau, Landau, Kaisersberg, Kronweißenburg, Ober-Ehenheim, Münster im St. Gregorienthale, Türk-

t) *Pufendorf* §. 95. p. 851.

Türkheim und Roßheim weg. In Holland hatten die Franzosen schon im Junius Mastricht erobert. Da inzwischen der Churfürst von Trier sich für den Kaiser erkläret, und Coblenz und Ehrenbreitstein mit kaiserlichen Völkern hatte besetzen lassen: so übten nun die Franzosen in seinem Lande eine fürchterliche Rache aus, und verheerten es weit und breit. Die Stadt Trier ward von ihnen belagert und erobert. Eben so feindselig handelten sie im Maynzischen. Seligenstadt mußte sich auf ihre Drohungen ergeben; Groß-Ost, welches sich ihnen nicht hatte unterwerfen wollen, plünderten sie aus. In der Folge rückten sie unter Turenne durch das Würzburgische bis an Rotenburg, und bedroheten sogar die kaiserlichen Erbländer mit einem Einfalle. Indessen hatte sich aber Montecuculi nach dem Unterrheine gezogen, und dort seine Armee mit den Truppen des Prinzen von Oranien vereiniget. Nachdem dieses geschehen war, rückte er geraden Weges auf Bonn los, welche Stadt auch am 13ten November 1673. in seine Hände fiel. Dieser Stadt folgten bald mehrere nach, so daß die Franzosen in dieser Gegend ziemlich stark ins Gedränge kamen.

Siebentes Kapitel.

Congreß zu Cölln unter Schwedischer Vermittelung. Große Schwierigkeiten bey demselben. Gefangennehmung des Prinzen Wilhelm von Fürstenberg. Trennung des Congresses. Abtritt des Königs von England, des Churfürsten von Cölln, und des Bischofes von Münster von der Allianz mit Frankreich, und Friede derselben mit den Holländern. Neues Bündniß gegen Frankreich. Beschluß eines Reichskrieges. Schwedisch-Brandenburgischer Krieg.

Mitten unter diesen kriegerischen Bewegungen fieng gegen alle Erwartung eine günstige Aussicht nach Frieden an, sich zu öffnen. Die Schweden waren es, die sich als Stifter desselben darstellten, und den gesammten Partheyen zur Aussöhnung unter ihrer Vermittelung riethen. Keine davon schlug ihr Ansinnen aus, obschon die Verbundenen, besonders der Kaiser, mehr als eine Ursache hatten, gegen Schwedische Aufrichtigkeit Verdacht zu schöpfen.

Den

Den Schweden schrieb man es zu, daß der Churfürst von Brandenburg von der Allianz abgetreten, welches, wie man glaubte, den Verlust von Mastricht nach sich gezogen. Der größte Theil der Schwedischen Reichsräthe stand offenkündig in Französischem Solde. Daß sie mit Frankreich erst vor Kurzem Bündnisse geschlossen, war gleichfalls nicht unbekannt; und auffallend war es dabey, daß die nach Cölln, wo die Friedensunterhandlungen sollten gepflogen werden, bestimmten Schwedischen Gesandten Sparr und Ehrenstein sogar ihre Reise- und andere Kosten von Frankreich erhielten. Dessen ungeachtet erschienen von allen in diesem Kriege interessirten Mächten Gesandte. Von Seite Frankreichs zeigten sich der Herzog von Chaunes, Courtin und Barillon; von England Jenkings und Wilkamson; von Spanien Don Emanuel de Lyra und Oudenhoven. Der Kaiser hatte den Grafen von Königseck und den Baron L'Isola, der Churfürst von Brandenburg den Freyherrn Otto von Schwerin den Jüngern zu diesem Geschäfte abgeschickt. Bevernin und Harren vertraten die Stelle der Holländer.

Nachdem diese Gesandten ihre Vollmachten übergeben hatten, thaten die Schweden, als die Urheber dieses Congresses und Vermittler des Friedens, den Vortrag. Es ließ sich leicht voraussehen, daß, wenn der Krieg während dieser Unterhandlungen fortdauerte, der verschiedene Erfolg desselben auch

verschiedene Empfindungen bey den unterhandelnden Partheyen, und eben darum auch mannichfaltige Veränderungen in ihren Gesinnungen und Entschlüssen hervorbringen würde; und in diesem Falle mußte eine aufrichtige gegenseitige Annäherung aller entgegengesetzten Partheyen, die doch zu einem gründlichen Friedensschluß unumgänglich nöthig war, ungemein erschweret werden. Um dieses Hinderniß zu entfernen, und dadurch den ruhigen Fortgang der Unterhandlungen zu befördern, trugen die Mediatoren sogleich darauf an, daß ein Stillstand der Waffen zwischen den Kriegführenden Partheyen bewirket werden möchte. Graf Tott mußte sich in dieser Absicht in das Lager des Königs von Frankreich bey Mastricht begeben, um denselben zu bewegen suchen, daß er diesen Vorschlag bewillige. Allein hier zeigte sichs bald durch die Vereitelung dieses ersten Entwurfes, wie viele Schwierigkeiten man noch in der Folge zu überwinden haben werde. Ludwig erklärte, er könne sich zu einem Waffenstillstande nicht verstehen, bis der Kaiser sich erkläret haben werde, ob er den Holländern beyspringen wolle, oder nicht u). Obwohl nun der Wunsch der Schwedischen Mediatoren in Ansehung dieses Punktes unbefriediget blieb: so fuhren sie doch in ihrem Geschäfte, einen Frieden zu bewirken, unverdrossen fort. Weil es jetzt darauf ankam, zu erfahren, worin

u) *Theatr. Europ.* T. XI. p. 410.

worin die Forderungen der Kriegführenden Partheyen bestehen: so legten dieselben, nachdem die Holländer sich zu keiner Erklärung, was sie abzutreten gesonnen seyen, hatten verstehen wollen, die ihrigen vor. Frankreich verlangte als ein Aequivalent für die eroberten Plätze alles dasjenige, was zwischen der Maas und Schelde begriffen ist. England, welches ohnehin noch keinen Platz in den Niederlanden erobert hatte, wollte sich mit zweyen Seehaven begnügen. Der Bischof von Münster forderte die Stadt Schwoll, das Großamt von Jollard, die Twente, Lochem, Groll, Borkelao und die Stadt Brevort. Auch bestand er darauf, daß die Lingen und andere Schanzen geschleifet werden sollten.

Das Auffallendste bey dieser Unterhandlung war wohl dieses, daß keiner von den Feinden der Holländer daran dachte, ob er eine gegründete Ursache gehabt habe, oder nicht, die Waffen gegen sie zu ergreifen, und daß dessen ungeachtet ein jeder von ihnen allein entschädiget werden wollte. Natürlich mußte eine so widersinnige Forderung jene aufbringen, und eben darum das Friedensgeschäft erschweren. Anfänglich zeigten sie sich zwar aus Liebe zum Frieden zur Abtretung einiger Oerter an Frankreich geneigt, und die Mediatoren erschöpften beynahe alle ihre Erfindungskraft, um ihnen bald diese, bald jene Oerter, welche jene abtreten sollten, in Vorschlag zu bringen, und ihnen aus den vielen

Ent-

Entwürfen wenigst einen oder den andern annehmlich zu machen. Im Grunde schienen aber beyde Partheyen in allen diesen Vorschlägen wenig Befriedigung zu finden. Die Holländer insonderheit verließen sich, wie es scheinet, auf die nunmehro mit Dänemark und Oesterreich geschlossene Allianz und nähere Verbindung mit Spanien, so, daß endlich die ganze Unterhandlung zur Kaltsinnigkeit gedieh, und die Bevollmächtigten schon am Anfange des Septembers im Begriffe waren, von Cölln abzureisen. Nur die eifrigen Bemühungen der Schweden, welche fortfuhren, neue Vorschläge auf die Bahn zu bringen, konnten sie noch zurückhalten.

Da bereits der Kaiser und die Spanier den Krieg gegen die Franzosen beschlossen, die Engländer ein Seetreffen verlohren hatten, und Coverden vergebens war belagert worden: so machten diese Umstände so viel Eindruck auf die Gegenparthey, daß sie nun selbst ihren Ton ein wenig herabstimmte. Der König von Frankreich forderte nur Utrecht an der Maas, Breda, Herzogenbusch, und einige andere Oerter, und daß man dem Churfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg Genugthuung leiste. Der König von England wollte sich nun damit begnügen, daß der Friede von Breda beobachtet werde, daß man ihm die aufgewendeten Kriegskosten ersetze, und eine jährliche Pension für den Heringsfang bezahle. Der Erzbischof

von

von Cölln und der Bischof von Münster verlangten nebst einer bestimmten Summe Geldes nur Ober-Yssel, und einige Oerter in Friesland v). Aber auch diese Forderungen waren schon groß genug, um eine nähere Verbindung der streitenden Partheyen zu hindern. Den geistlichen Fürsten sprachen die Holländer alles rund ab; von Breda und Herzogenbusch wollten sie schlechterdings nichts hören. Da die Gegenparthey dessen ungeachtet auf ihren Forderungen bestand, so erklärten jene: „Es thue ihnen leid, daß Frankreich und England, nebst ihren Bundesgenossen, sie ohne rechtmäßige Ursache nicht nur überfallen hätten, sondern auch in diesem Kriege noch zu verharren, und ihren Staat zu Grund zu richten gedächten, auch davon nicht abstehen wollten, als auf solchen Bedingnissen, welche das unvermeidliche Verderben ihrer Republik, und eine ewige Sklaverey für derselben Einwohner nach sich zöge. Sie seyen daher genöthiget, die Sache der göttlichen Vorsehung zu überlassen, hielten sich aber inzwischen im Gewissen für verbunden, alles, was in ihren Kräften stünde, zur Beschirmung ihrer Einwohner wider die unbillige Unterdrückung beyzutragen. Diesemnach würden sie nicht zu verdenken seyn, daß sie ihre Zuflucht zu ihren Freunden genommen, und sich genauer mit ihnen verbunden haben, um vermittelst derselben ihre Sachen wieder in den vorigen Stand

zu

v) *Pufendorf* loc. cit. L. XII. §. 4. p. 873.

zu setzen. Sie müßten ihnen hiemit die Eröffnung thun, daß sie unter ihren andern Freunden mit Ihro Kaiserlichen und Katholischen Majestäten nebst dem Herzoge von Lothringen sämmtlich und gegeneinander traktirt hätten, welche Tractaten nicht nur allein bestätiget, sondern deren Bestätigung auch bereits ausgewechselt worden. Die Sachen seyen folglich in einem solchen Zustande, daß ohne Dazwischenkunft dieser Alliirten, und insonderheit des Herzoges von Lothringen der Lauf dieser Unterhandlungen auf keine Weise fortgesetzt werden könne, es sey dann, daß die Minister des gedachten Herzoges bey denselben zugelassen werden" x).

Diese Sprache verrieth wohl laut genug, wie sehr sich seit kurzer Zeit die Gesinnung der Holländer geändert habe. Wahrscheinlich würde man aber dessen ungeachtet noch ein Mittel gefunden haben, die streitenden Theile näher zusammenzubringen, hätten jene nicht zugleich mit dem Kaiser die Sache des Herzoges von Lothringen zu der Ihrigen gemacht, und darauf bestanden, daß derselbe an den Unterhandlungen Theil haben müsse.

Ludwig hatte diesen Herzog im Jahre 1668. unvermuthet angegriffen, und aus seinem Herzogthume vertrieben. Jedermann erstaunte über eine so außerordentliche Handlung, welche zuvor durch keine Anzeige der Ursachen war gerechtfertiget worden.

Erst,

x) *Theatr. Europ.* Tom. cit. p. 413.

Erst, nachdem die Gewaltthätigkeit schon begangen war, machte der König die Beweggründe dieses Verfahrens bekannt: Der Herzog habe zum Nachtheile der Krone Frankreich die Aufnahme in die Trippelallianz gesucht, einige Plätze befestiget, und seine Truppen vermehret. Wohin wohl alles dieses zielte, als auf einen Angriff gegen den König, während daß derselbe auf einer andern Seite mit seinen Feinden zu thun hätte? Das Erstaunen war jetzt, da man diese Ursachen vernommen, beynahe eben so groß, als es zuvor gewesen war, da man noch keine gekannt hatte. Jedem Unpartheyischen mußte es in die Augen fallen, daß es gesuchte, mit Gewalt herbeygezogene Beweggründe seyen, wodurch der König sein Verfahren beschönigen wollte. Die Reichsstände zu Regensburg, an welche sich der Herzog unter andern gewandt hatte, faßten den Schluß, man müsse den Kaiser bitten, daß er sich für den Herzog bey dem Könige verwende, und desselben Wiederherstellung bewirke. Der Kaiser ließ sich diesen Antrag gefallen, und schickte den Grafen von Windischgrätz nach Paris, der ungeachtet aller seiner gründlichen Vorstellungen von dieser Gesandtschaft keine andere Frucht davon trug, als die Ueberzeugung, daß dieselbe fruchtlos gewesen. Seit dieser Zeit bemühte sich der Herzog, fern von seinem Lande, alte Freunde zu erhalten, neue sich zu erwerben, und durch ihre Unterstützung sich

wieder

wieder in den Besitz seines Herzogthums hinein zu arbeiten. Auf diesen Zweck war auch die Allianz gerichtet, in welche der Herzog mit dem Kaiser und den Holländern trat.

Je mehr diese auf dem Congreß zu Cölln darauf drangen, daß ihre neuen Alliirten, der Kaiser, der König von Spanien, und der Herzog von Lothringen in den Friedenshandlungen mitbegriffen seyn, und auch selbst daran Theil haben sollten, desto mehr sträubten sich die Französischen Minister dagegen. Was den Kaiser, und den König von Spanien betrifft, so waren sie zwar eben nicht sehr entgegen. Aber gegen die Aufnahme des Herzoges von Lothringen in die Friedenshandlungen eiferten sie heftig. Der König, sagten sie, habe sich bereits erboten, denselben in sein Herzogthum wieder einzusetzen. Wenn sich die Holländer mit dieser Versicherung nicht wollten begnügen lassen, so müsse man nothwendig auf den Schluß verfallen, daß sie wenig Neigung zum Frieden haben. Ludwig fühle wahrlich keinen Beruf, sich in dieser Sache die Hände binden, oder Gesetze vorschreiben zu lassen. Sie hätten auch keine Vollmacht, sich in Unterhandlungen wegen Lothringen einzulassen, oder den Gesandten des Herzogs den Zutritt zu diesem Congreß zu gestatten y). Allerdings war es ein sonderbares Ansinnen, daß man in die Unterhandlungen über den

Frieden

y) *Theatr. Europ.* p. 415.

Frieden zwischen Frankreich und Holland die Angelegenheit des Herzoges von Lothringen einmischen sollte, welche mit jenen gar nichts gemein hatte. Die Schwedischen Mediatoren stellten dieses den Holländern nachdrücklich vor, und gaben sich viele Mühe, sie von dieser Forderung abzubringen. Da aber diese schlechterdings nicht davon abstanden, und die Gegenparthey sich schlechterdings nicht darauf einließ: so fand sich zwischen beyden die alte Kaltsinnigkeit wieder ein, und die Unterhandlung kam aufs Neue ins Stocken.

Indessen schien mitten durch diese trüben Aussichten ein Strahl von Hoffnung durchzublicken, daß, wenn gleich die Bewirkung einer allgemeinen Aussöhnung aller streitenden Partheyen kaum zu hoffen war, vielleicht wenigst ein Separatfriede mit irgend einem einzigen Alliirten Frankreichs, besonders mit dem Churfürsten von Cölln zu Stande kommen dürfte. Die Einnahme der Stadt Bonn durch die Kaiserlichen war es eigentlich, welche zuerst eine Veränderung in der Gesinnung desselben hervorbrachte. Die Kaiserlichen Minister wußten diese günstige Wendung so gut zu benützen, daß der Churfürst bereits zu verstehen gab, er würde, wenn man ihm seine Residenzstadt Bonn frey geben wollte, den Frieden nicht ausschlagen. Er wollte in diesem Falle von der Allianz mit Frankreich abstehen, und dem Kaiser indessen einige Städte zum Unterpfand

einräumen. Auch wollte er sich zu einer leidentlichen Einquartirung in seinen Landen verstehen, bis seine Städte, die unter das Reich gehören, von der Französischen Besatzung würden verlassen seyn, wozu er sich bey der Krone Frankreich verwenden würde. Die Entscheidung seiner Streitigkeit mit den Generalstaaten wolle er Schiedsmännern überlassen z). Man freute sich schon dieser günstigen Aussicht auf Frieden, wenigst zwischen einzelnen Partheyen, und schöpfte eben darum neue Hoffnung, auch die übrigen Theilnehmer an diesem Kriege miteinander aussöhnen, und so einen allgemeinen Frieden zu Stande bringen zu können; als eine höchst unerwartete Ereigniß allen fernern Unterhandlungen gänzlich ein Ende machte.

Der Prinz Wilhelm von Fürstenberg, der bisher die Franzosen so offenbar begünstiget, und durch Verführung vieler deutscher Reichsfürsten, und durch gefährliche Intriguen verschiedener Art den kaiserlichen Hof gegen sich aufgebracht hatte, war gewohnt, alle Tage nach der Mittagstafel zu der Gräfin von der Mark zu fahren. Als er am 14ten Februar 1674. eben dieser Gewohnheit folgte: überfielen unvermuthet einige kaiserliche Officiers und Soldaten in einer einsamen Strasse seinen Wagen, und hielten ihn an. Sogleich entstand zwischen seinen Leuten (er war schon zuvor gewarnet worden,

und

z) *Theatr. Europ.* T. XI. p. 416.

und hatte deswegen ein größeres Gefolge mit sich genommen) und der angreifenden Parthey ein so hitziges Gefecht, daß von beyden Seiten einige auf dem Platze blieben. Die Kaiserlichen behielten aber die Oberhand; Fürstenberg ward gefangen genommen, erst nach Deutz und Bonn, alsdann nach Wien, und endlich in das Schloß zu Neustadt gebracht.

Es ist unglaublich, welche außerordentliche Sensation dieser Vorfall theils unter den anwesenden Gesandten bey dem Congreß zu Cölln, theils an verschiedenen Höfen machte, und wie laut alles gegen ein solches Verfahren lärmte. Der Magistrat zu Cölln war der erste, der sogleich nach dieser That die Stadtthore schließen, und alle Theilhaber an derselben in Verhaft nehmen ließ, auch einen eigenen Abgeordneten nach Wien schickte, um die Ursachen dieses Betragens zu vernehmen. Die Französischen Gesandten erhoben überaus heftige Beschwerden, und erklärten, sie wollten zu keinen ferneren Conferenzen mit den übrigen Gesandten schreiten, wenn man den Prinzen nicht sogleich wieder in seine vorige Freyheit setzte, und ihm Genugthuung verschaffte. Obgleich Ludwig es im Grunde nicht ungern sah, daß er dadurch einen scheinbaren Anlaß erhalten, den Congreß zu Cölln abzubrechen; so vermißte er doch sehr ungern ein so taugliches Werkzeug, Deutschland in Verwirrung zu setzen,

und überschrieb nach Regensburg und an alle Höfe bittere Klagen über diese seiner Meinung nach verabscheuungswürdige Handlung. Besonders erklärten auch die Schwedischen Vermittler dem Kaiserlichen Gesandten, Johann Fischer, niemand sey durch diese That mehr beleidiget, als ihr König. Auf seinen Betrieb sey die Stadt Cölln zum Sitze der Unterhandlungen erwählet worden. Man habe sich bisher der Sicherheit wegen nicht sowohl auf die Bürgschaft des Magistrats, als vorzüglich auf die Erklärung, welche der Kaiser zu Regensburg gethan hatte, verlassen a). Esaias Pufendorf, Schwedischer Minister zu Wien, erhielt auch durch einen eigenen Courier die Weisung, selbst am Kaiserlichen Hofe sich über dieses Verfahren zu beschweren, und Genugthuung deswegen zu fordern. Er stellte auch in einer deswegen überreichten Schrift sehr nachdrücklich vor: unmöglich könne er glauben, dasjenige, was dem Prinzen von Fürstenberg widerfahren, sey auf Befehl des Kaisers geschehen; die Ehre aller Könige und Principalen sey durch eine solche Handlung empfindlich gekränket worden, und, indem man nebstdem sein feyerlich gegebenes Wort in Betref eines sicheren Geleites gebrochen, habe man zugleich die heiligen Rechte der Gesandtschafen verletzt. Vermöge des vom Kaiser gegebenen Wortes hätte der Ort Cölln nicht nur allen Gesandten, sondern auch den

a) *Pufendorf* loc. cit. §. 9. p. 879.

den Principalen selbst, und ihren Officieren und Dienern hinlängliche Sicherheit geben sollen. Am Schlusse dieser Vorstellung drang er darauf, daß Fürstenberg auf eine Art, wie es seine Ehre und Würden fordern, wieder zurückgebracht, und die Urheber einer so außerordentlichen That nach Verdienst bestraft werden sollen b).

Der Kaiser ließ diese Klagen und Forderungen nicht unbeantwortet. Sowohl der Reichstag zu Regensburg, als der Congreß zu Cölln ward von den Gründen unterrichtet, warum man sich für berechtiget gehalten, den Prinzen in Verhaft zu nehmen. Derselbe sey kein Gesandter gewesen; er habe nie ein Beglaubigungsschreiben oder eine Vollmacht vorgewiesen, noch jemals eine Meldung davon gethan, auch nie denjenigen Titel, welcher den Gesandten gebühret, erhalten oder gefordert. Da der Churfürst von Cölln selbst gegenwärtig gewesen, habe ohnehin eine Cöllnische Gesandtschaft nicht Statt finden können. Gesetzt aber, er wäre wirklich ein Gesandter gewesen: so hätte man sich doch mit Recht seiner Person versichern können. Wer es wohl wagen würde, zu behaupten, man habe vermittelst der Würde eines Gesandten die Freyheit, alles Beliebige gegen das Vaterland ungestraft zu unternehmen? Gesandtschaften seyen deswegen eingeführt worden, um die gegenseitige Freundschaft

b) *Theatr. Europ.* Tom. XI. p. 567.

der Fürsten und Wohlfahrt der Völker zu befestigen. Wer dieses heilige Amt durch Worte oder Thaten mißbrauchet, wer dem Leben desjenigen Fürsten, zu welchem er geschickt worden, nachstellet, den Saamen der Empörung ausstreuet, die Staatsverfassung offenbar umzustürzen suchet, mache sich dadurch der Freyheiten, welche die Gesandten sonst genießen, verlustig, und könne wohl mit allem Rechte bestrafet werden. In Ansehung des Prinzen von Fürstenberg sey der Kaiser um so mehr dazu berechtiget, da ihm derselbe auf mehr als eine Art unterworfen sey. Er sey nicht nur ein Vasall des deutschen Reiches, sondern auch des Erzhauses Oesterreich. Meineidig sey er zu den Feinden übergangen, bekleide die Stelle eines Obersten über ein Französisches Regiment, und habe den kaiserlichen Advokatorien keine Folge geleistet. Die Verbrechen dieses in ganz Europa verhaßten Fursten seyen zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie weitläufig herzuzählen. Des Hochverraths sey er gewiß offenbar schuldig. Er sey der Anstifter des gegenwärtigen Krieges gewesen, und man habe ihn sich rühmen gehört, die Veranstaltung des Holländischen Krieges habe ihn ein fünfzehnjähriges Nachdenken gekostet. Er habe den Churfürsten von Cölln zu so weit aussehenden Anschlägen verleitet; und es erhelle durch die That, wie viel er zum Schaden des Römischen Reiches unternommen. Ueberdies habe er die Kaiserliche

Majestät

Majestät durch anzügliche Reden und Lästerungen beleidiget. Die Könige von England und Frankreich seyen der Meynung gewesen, sie müßten sich durch einen großen Krieg wegen der entehrenden Münzen und Gemälde rächen, welche zu Haag öffentlich verkaufet worden; ob dann wohl der Kaiser zu so groben Beleidungen gleichgültig schweigen sollte? Die Sicherheit, welche der Stadt Cölln durch den Kaiser zugesagt worden, gehen den Prinzen nicht an. Wäre er ein Gesandter gewesen, oder hätte er sich einem solchen Amte gemäß betragen, so würde er nicht nur in dieser Stadt, sondern im ganzen Reiche sicher gewesen seyn. Einem Privatmanne aber, der ein böser Bürger und ein Verräther ist, gebühre nirgends eine Freystätte c).

Bald darauf kam eine öffentliche Schrift zum Vorschein, welche die Beschuldigungen gegen den Prinzen weitläufiger auseinander setzte, und das Verfahren des Kaiserlichen Hofes rechtfertigte. Die Schweden gaben sich zwar sehr viele Mühe, diese Behauptungen zu widerlegen. Aber sie mochten sprechen und spreiben, was sie wollten: Fürstenberg blieb in seinem Arreste.

Es ist wahrscheinlich, daß eine von den wichtigern Ursachen der Gefangennehmung dieses Fürsten diese gewesen, daß er den Churfürsten von Cölln von seinem Entschlusse, sich dem Interesse des Erz-

N 4 hauses

c) *Wagner* Historia Leopoldi Tom. I. p. 332. seq.

hauses Oesterreich zu nähern, gerade in dem entscheidendsten Zeitpunkte neuerdings abwendig gemacht, und die Unterhandlungen in Betreff eines Privatfriedens zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von Cölln gehindert habe. Aber sein Hauptverbrechen mag wohl ein anderer, dem Erzhause gefährlicher Plan gewesen seyn. Die Franzosen giengen noch immer mit dem Entwurfe um, jenes so viel, als möglich, zu schwächen. Im Einverständnisse mit ihnen soll Fürstenberg den Vorsatz gehabt haben, die Krone Böhmen dem Erzhause zu entziehen, und demjenigen zu geben, welchen Frankreich zum Kaiser erheben würde. Wenigst gieng dieses Gericht seit der Zeit, da der Oesterreichische Kanzler Hocher den Fürsten zu Protokoll vernommen hatte, unter verschiedenen Personen herum d). So viel ist indessen gewiß, daß er zum Besten der Krone Frankreich ganz Deutschland in Unruhe und Verwirrung gesetzt, und der Französischen Herrschaft überall festen Fuß zu verschaffen gesucht hat.

Auf das Schicksal der Friedenshandlungen zu Cölln hatte indessen die Standhaftigkeit des Kaisers, welcher den Fürsten ungeachtet aller Vorstellungen nicht losließ, einen entscheidenden Einfluß gehabt. Die Französischen Gesandten hatten gleich anfänglich erkläret, sie würden keinen Conferenzen ferner beywohnen, und sich gänzlich von Cölln wegbegeben, wofern

d) *Pufendorf* l. c. §. 33. p. 905.

wofern man nicht den Prinzen sogleich auf freyen Fuß stellte. Sie schrieben auch unverzüglich an den König, und baten um Verhaltungsbefehle. Diese erfolgten in kurzer Zeit, und der Inhalt derselben gieng dahin, daß sich die Gesandten aus Cölln entfernen sollten. Der Churfürst von Brandenburg, dem die Herstellung eines gründlichen Friedens so sehr am Herzen lag, that alles, was in seinen Kräften stand, dieses zu hindern, und die Schwedischen Mediatoren folgten seinem Beyspiele. Da die Franzosen immer auf der Loslassung des Fürsten bestanden: so schlugen die Schweden vor, man sollte dieselbe zur Bedingniß des künftigen Friedens machen. Eben dieser Meinung waren die Engländer, die Holländer und die zween geistlichen Fürsten. Aber Ludwig nahm auf alle diese Versuche um so weniger eine Rücksicht, je mehr er die Auflösung des Congresses zu Cölln wünschte, und rief seine Gesandten zurück. Es war leicht voraus zu sehen, daß er sich bemühen werde, die Schuld der mißlungenen Friedenshandlungen auf den Kaiser zu wälzen. Man sehe deutlich, sagte er, daß der Kaiser nichts anders gesucht habe, als das Friedensgeschäft zu vereiteln. Nebst dem Verfahren des Kaisers mit dem Fürsten Wilhelm von Fürstenberg gab aber der König noch eine andere Ursache an, die ihn bewog, alle fernern Unterhandlungen aufzuheben. Die Kaiserlichen hatten zu Cölln einen Wagen ange-

halten, worauf in Fässern, dem Vorgeben nach, Brandtewein, in der That aber eine Summe Geldes befindlich war, welche nach Neuß zur Bezahlung der dort stehenden Französischen Besatzung sollte geführt werden. Daß dieses in einer Stadt geschehen, welche selbst auf dem Reichstage während der Friedenshandlungen für neutral erkläret worden, rügte Ludwig sehr scharf, da im Gegentheil der Kaiser der Meinung gewesen war, man könne es nicht dulden, daß aus einer Stadt, welche zum Sitze der Friedenshandlungen bestimmet worden, der Krieg neue Nahrung erhielte.

Auf solche Art zerschlug sich zwar der Congreß; ohne jedoch gänzlich unfruchtbar gewesen zu seyn: denn der König Karl von England, der Churfürst von Cölln, und der Bischof von Münster thaten Verzicht auf das Französische Bündniß. Sie hatten deutlich wahrgenommen, daß Frankreich, bloß für seinen eigenen Vortheil besorgt, sich wenig um sie bekümmerte. An den Beschwerlichkeiten des Krieges sollten sie Theil haben, aber nicht an der Beute; auch folgten die Gelder nicht so freygebig, wie sie es von dem reichen Ludwig erwartet hatten. Dieses war nämlich damals Französische Sitte, in Versprechungen kein Ziel und Maaß zu halten, so lange dem Hofe daran gelegen war, einen Dritten in seine Netze zu locken, und ihn seinem Schicksale zu überlassen, sobald er im Gedränge war,

und demselben keine wichtigen Dienste mehr leisten konnte.

Mit dem Könige Karl hatte es noch ein anderes Verhältniß. Die Englische Nation, welche gegen die Franzosen von jeher einen bittern Haß im Busen nährte, trug zu den Kosten des Krieges nichts bey. Diejenigen, welche zu diesem Kriege gerathen hatten, beschuldigte sie sogar des Hochverraths. Ein großes Ungewitter würde über ihr Haupt herabgestürzt seyn, hätten sie dasselbe nicht mit Hülfe des Parlaments, und durch schnelle Herstellung des Friedens zerstreuet. Da überdieß die Krone Spanien schon seit geraumer Zeit erkläret hatte, sie könnte nicht länger neutral bleiben, wenn man die Feindseligkeiten gegen Holland fortsetzte, so vergrößerte sich die Abneigung der Nation gegen diesen Krieg, indem man eine starke Abnahme des Handels, und einen daher rührenden empfindlichen Verlust voraussah, im Falle, daß ein Bruch mit diesem Königreiche erfolgen sollte e). Während daß der König von England, durch diese Umstände erschüttert, wankte, gelang es den Holländern, ihn durch Bitten, durch Bescheidenheit und gefälliges Betragen zu besänftigen. Durch alles dieses bewogen, beschloß er dann, mit ihnen einen Separatfrieden auf eben dieselben Bedingnisse zu schließen, welche der Spanische Gesandte vorgeschlagen hatte. Der Traktat wurde

e) *Hume's* History of England, Vol. 7. p. 513. u. f.

wurde auf den Fuß des Friedens von Breda gegründet. Alle Besitzungen wurden eben so, wie man sie vor dem Kriege gehabt hatte, zurückgegeben. Die Holländer machten sich verbindlich, an England eine Summe Geldes zu bezahlen. Dieser Friede wurde gleich nach seinem Schlusse öffentlich bekannt gemacht, und es ist zweifelhaft, ob die Freude darüber in Holland, oder in England größer gewesen ist.

Dem Beyspiele des Königs von Englsnd folgte in kurzer Zeit der Bischof von Münster. Zu seiner Bereitwilligkeit, einen Frieden einzugehen, hatte eine große Verschwörung, welche von einigen seiner Unterthanen aus dem Militär- und Civilstande gegen ihn gemacht worden, das meiste beygetragen. Man hatte den Anschlag gefaßt, sich an einem bestimmten Tage seiner Person zu bemächtigen, und ihn seinen alliirten Gegnern auszuliefern. Der gemeine Ruf beschuldigte einige Kaiserliche Officiers eines geheimen Einverständnisses mit den Verschwornen f). Obwohl der Plan bereits durch einen Theilnehmer noch zur rechten Zeit verrathen, und die Urheber gestraft worden: so war die Entfernung der Gefahr doch nicht im Stande, dem Bischofe die Furcht zu benehmen, es möchten künftig noch ähnliche Dinge gegen ihn versucht werden. Da um eben diese Zeit ein mißlungener Versuch, seine

Festung

f) *Wagner* Hist. Leop. p. 334.

Festung Coverden wieder zu erobern, ihm für die Zukunft alle Hoffnung dazu benahm, und ein gegen Westphalen heranrückendes Heer seinem Lande noch ein weiteres Unheil verkündigte: so trat er wider seinen Willen von dem Französischen Bündnisse ab, und unterzeichnete einen Frieden, worin er den Holländern alles zurückgab, und von dem ganzen Kriege nichts anders davon trug, als das Vergnügen, welches ihm die Befriedigung seiner kriegerischen Neigung verschafft hatte. Nicht eben so geschwind bequemte sich der Churfürst von Cölln zum Frieden. Es scheinet, er habe sich seiner bisherigen Abhängigkeit von dem Prinzen von Fürstenberg geschämet, und selbige dadurch verläugnen wollen, daß er sich jetzt standhafter bewies, als man es wegen des Eindruckes vermuthen konnte, den die Eroberung seiner Residenzstadt Bonn auf ihn gemacht hatte. Der Friede ward dessen ungeachtet, wiewohl erst am 11ten May 1674, auf die Bedingnisse geschlossen, daß der Churfürst alle während dieses Krieges eroberte Städte und Oerter zurückgeben, die Holländer aber ihm Rheinbergen ohne weitern Anspruch auf diesen Platz überlassen sollten g).

Durch den Abtritt dieser drey Allirten des Königs von Frankreich bekam die Holländische Parthey sichtbar das Uebergewicht über ihn, besonders da bald darauf auch der Churfürst von Brandenburg, und

g) *Londorp*. Acta publ. Tom. X. p. 169.

und der von der Pfalz sich an dieselbe anschlossen. Ersterem war in seinem zu Vossen mit Frankreich geschlossenen Frieden die Freyheit vorbehalten worden, die Waffen zu ergreifen, wenn Frankreich das deutsche Reich feindlich behandeln würde, und selbigem beyzustehen. Ludwig ermangelte nicht, ihn gleichsam dazu aufzufordern, indem seine Truppen, während daß er und seine Minister immer von seiner aufrichtigen Liebe zum Frieden sprachen, durch das Land des Bischofes von Würzburg bis nach Rotenburg drangen, und selbst die Kaiserlichen Erblande mit einem Einfalle bedrohten. In diesen Umständen, da die Gefahr immer größer wurde, drang der Kaiser sehr nachdrücklich in den Churfürsten, er möchte wieder zur Parthey der Allirten treten, und seine Waffen zur Aufrechthaltung der Friedensschlüsse von Münster, Cleve und Achen mit den Kaiserlichen vereinigen. Nicht weniger munterte ihn seine eigene Sehnsucht nach Frieden, und der Wunsch, die Gefahren des Krieges von dem deutschen Boden zu entfernen, dazu auf. Ludwig gab sich zwar ungemein viele Mühe, ihn von einem Schritte abzuhalten, der ihm so sehr entgegen war. Da er ihm um eben diese Zeit, dem Frieden von Vossen zufolge, seine Clevischen Städte, die ihm bekanntlich sehr am Herzen lagen, wieder eingeräumet hatte: so suchte er jetzt den vortheilhaften Eindruck, den diese Zurückgabe seines Erachtens auf

den

den Churfürsten gemacht hatte, durch eine neue Gefälligkeit zu verstärken. Sein Minister Verjuß mußte ihm sogar Hoffnung machen, daß man ihm gegen gewisse Bedingnisse noch während dieses Krieges Wesel und Rees zurückstellen werde, welche sich der König indessen vorbehalten hatte; und weil man wußte, wie eifrig Friedrich Wilhelm den Frieden wünsche: so erklärte jener, er habe den Auftrag, einige Vorschläge zu thun, wodurch der Friede in Deutschland befördert werden könnte h). Doch der Churfürst erkannte die Französischen Versprechungen für das, was sie wirklich waren, für feine Kunstgriffe, ihn von der gemeinen Sache des Vaterlandes abwendig zu machen, und schrieb dem Kaiser, den die Intriguen der Franzosen in Sorgen gesetzt hatten, zurück: wenn er gleich einige Privatvortheile erlangt habe, so werde er nichts destoweniger ein Bündniß mit ihm und den übrigen Allirten zum allgemeinen Besten sich gefallen lassen. Vollkommen bereit, den Verträgen, welche zwischen dem Kaiser, den Spaniern und den Generalstaaten schon bestanden, beyzutreten, gab er auch sogleich seinem Minister Crocow die Vollmacht, mit denselben zu schließen.

Die erste Schwierigkeit, welche bey diesem Geschäfte aufstieß, war, daß der Kaiser, die Spanier und die Holländer die Unterhandlungen mit einander

h) *Pufendorf* l. c. §. 31. p. 901.

einander gemeinschaftlich zu pflegen verlangten, der Churfürst hingegen sich nur mit jedem einzeln einlassen wollte. Den Fortgang der Unterhandlungen hielt zunächst der Umstand nicht wenig auf, daß den Alliirten die Forderungen, welche Friederich Wilhelm machte, zu überspannet schienen. Der Kaiser, welcher ein Heer von 40,000 Mann ins Feld zu stellen versprochen hatte, erhielt von den Holländern bey weitem nicht so viel an Subsidien, als jener für die Unterhaltung eines weit geringern Heeres verlangte. Man verglich sich aber am Ende doch, indem jede Parthey etwas nachgab. Am längsten konnte der Churfürst mit den Spaniern nicht zu Ende kommen. Der Spanische Gesandte hielt nicht nur mit der größten Strenge über den Aufträgen, die er von seinem Hofe erhalten hatte, sondern war wohl selbst die Triebfeder, daß ihm so harte Befehle zugeschickt wurden. Seiner Meinung nach forderte der Ernst des Spanischen Charakters, nicht leicht nachzugeben. Die wichtigsten Gelegenheiten verstrichen zuweilen eines geringfügigen Umstandes wegen, und die Kaiserlichen Minister machten ihm öfters als einmal Vorwürfe deswegen. Zuletzt wurden aber auch diese Schwierigkeiten, die er bisher gemacht hatte, gehoben, und das Bündniß kam zwischen dem Kaiser, der Krone Spanien, den Generalstaaten und dem Churfürsten von Brandenburg am 1ten Julius neuen Styls zu Stande. Gegen eine

eine Summe von 200,000 Reichsthalern, wovon die Hälfte Spanien, und die andere Hälfte Holland bezahlen mußte, und mit der Bedingniß, daß ihm überdies zu den Kriegsbedürfnissen monatlich der fünfte Theil dessen, was in dem Traktat vom Jahre 1672. bestimmt gewesen war, entrichtet werde, verpflichtete er sich, zur schleunigen Herstellung eines billigen und dauerhaften Friedens, 16,000 Mann ins Feld zu stellen i).

Seitdem nach der Beendigung des in der Hauptsache fruchtlosen Congresses zu Cölln die Holländer theils durch deu Abtritt des Königs von England und der zween geistlichen Fürsten von der Allianz mit Frankreich, theils durch das neue Bündniß zwischen ihnen, dem Kaiser, der Krone Spanien, und dem Churfürsten von Brandenburg ansehnlich verstärket worden, war jedermann bedacht, den Krieg nach Kräften fortzusetzen. Aus Frankreich hörte man von nichts als von neuen Mitteln, Geld von dem Volke zu erpressen. Ludwig drohte dem halben Europa mit einer Macht von 300,000 Mann wohlgerüsteter, und eben so wohlgeübter Krieger. Gegen denselben setzte sich der Kaiser mit einer ansehnlichen Armee in Rüstung. General Souches sollte mit einem Theile derselben in die Niederlande, Bourneville mit dem andern nach dem Rhein

i) *Pufendorf* §. 35. p. 906. seqq.

Rhein aufbrechen. Die Holländer versprachen 45,000 Mann aufzustellen, und der Spanische Gouverneur der Niederlande Monterey sagte 30,000 zu. Mit einer solchen Macht wollte man nun Frankreich selbst angreifen, anstatt die Feindseligkeiten desselben abzuwarten. Da es vor Kurzem dem Feldherrn Montecucculi so leicht geworden, durch einen einzigen geschickten Marsch den Marschall Turenne auf viele deutsche Meilen zurück, und über den Rhein zu drängen: so glaubten manche, sie würden eben so leicht bis nach Paris vorrücken können. L'Isola hatte nach dieser glücklichen Begebenheit den Muth gehabt, zu sagen: nicht zu Cölln, sondern vor den Pforten zu Paris müsse der Friede unterschrieben werden. Als wenn nicht ein himmelweiter Unterschied wäre, sich gegen ein Heer zu vertheidigen, welches ohne eigenes Interesse bloß auf Befehl seines Anführes ficht, und einen Feind auf seinem eigenen Boden anzugreifen, wo es um sein eigenes Hab und Gut zu thun ist, und der Enthusiasmus seine Kräfte verdoppelt.

Die Hoffnung einer glücklichen Unternehmung vergrößerte sich, da endlich das Reich anfieng, sich in Bewegung zu setzen. Vergebens hatte bisher ein Commissionsdekret nach dem andern die Reichsstände zur Theilnahme an diesem Handel aufgefordert. Der Französische Einfluß auf so viele Fürsten des Reiches, die Feilheit so vieler deutscher Minister,

und

und die in Deutschland gewöhnliche Gleichgültigkeit bey auswärtigen Händeln ließ so wenig Hoffnung zu einem thätigen Erfolg übrig, daß man billig gänzlich daran verzweifelte, bis endlich in einzelnen Theilen Deutschlandes hier und da Spuren eines wiewohl noch schwachen Gemeingeistes rege wurden. So betrübt und niedergeschlagen, zum Theil auch von Frankreich gewonnen, die Stände der vordern Kreise waren, so entschlossen fiengen dagegen die obgleich von der Gefahr entferntern Nieder- und Obersächsischen Kreise an, sich zu zeigen. Auf einer Versammlung des letztern zu Leipzig wurde am 31ten Julius 1673. die Zusammensetzung des Ober- und Niedersächsischen Kreises mit dem Fränkischen und in eventum mit dem Bayerischen und Schwäbischen festgesetzt. Das Nämliche ward auch auf der Versammlung zu Mühlhausen, welcher Deputirte aus diesen beyden Kreisen, so wie aus dem Fränkischen beywohnten, am 11ten August bestätiget, obgleich der ebenfalls anwesende Französische Gesandte Gravel umständlich darzuthun suchte, wie sehr seinem Könige die Wohlfahrt des deutschen Reiches am Herzen liege, und wie bereit derselbe sey, seine Völker aus Deutschland zurückzurufen, wenn nur der Kaiser eben dasselbe thue k). Es ward aber noch kein Ernst gezeigt, daß man von Seite der deutschen Reichsstände wirklich Hand an das

k) *Theatr. Europ.* Tom. cit. p. 385.

Werk legen wolle, bis die wiederholte feindselige Behandlung der Churpfälzischen Lande einen bis dahin noch ungewohnten Eindruck auf sie machte.

Der Churfürst Karl Ludwig hatte seit dem Anfange seiner Regierung sich die Erhaltung guter Nachbarschaft, und selbst der Freundschaft Frankreichs zum Hauptaugenmerk gemacht, auf welche er in der Folge um so sicherer zählen zu dürfen glaubte, da seine Schwester Ludwigs Bruder, den Herzog von Orleans geheurathet hatte. Allein er hatte sich in seiner Rechnung sehr betrogen. Nicht nur erlaubte sich die Französische Garnison in Philippsburg ewige Plackereyen gegen das Pfälzische Gebiet, sondern Turenne, sey es aus Unmuth über sein fehlgeschlagenes Unternehmen, oder ganz Deutschland in Schrecken zu setzen, übte auf seinem Rückzuge durch die Pfalz mehr als feindliche Ausschweifungen durch Morden, Brennen, und Eintreibung ungeheurer Contributionen aus 1). Die Pfälzi-

1) *Voltaire* le siècle de Louis XIV. Tom. II. p. 4. seq. edit. 1768, der dem Könige von Frankreich zwar gerechte Vorwürfe darüber machet, daß er ein Land, mit welchem er noch nicht in offenbarem Kriege stand, so grausam behandeln ließ, bey allem dem aber die Sache so vorstellet, als wäre derselbe zu entschuldigen. Nach dem Berichte einiger Geschichtschreiber soll der Churfürst von der Pfalz, von Unmuth über die Mißhandlung seines Landes hingerissen, den Feldherrn Turenne auf ein Duel herausgefordert haben, welches aber Voltaire bezweifelt.

Pfälzischen Räthe sagten dem Französischen Gesandten Marquis de Bethüne in einer Conferenz, daß das Land durch diesen Marsch völlig ausgesaugt, und beynahe zu Grund gerichtet worden m). Es ist unbegreiflich, daß Männer, wie ein Turenne, ein Conde, entweder die Nothwendigkeit einer Kriegszucht nicht einsahen, oder nicht im Stande waren, sie zu handhaben. Wenn auch die deutschen Armeen noch nicht so verfeinert waren, daß sie nicht zuweilen Ausschweifungen begangen hätten: so mußten ihnen doch die Französischen Heere außerordentlich weit nachstehen, besonders der Armee unter Friederich Wilhelm von Brandenburg, und der Kaiserlichen unter Montecucculi.

Dem Churfürsten von der Pfalz, der sich bis daher durch die so oft wiederholten Zusicherungen der Freundschaft von Seite Frankreichs, wie so viele andere deutsche Höfe, hatte einschläfern lassen, schien das Zuträglichste zu seyn, wenn er bey Ludwig über das Betragen der Truppen Turenne's Beschwerden führte, und den Ersatz des verursachten Schadens forderte. Nichts als leere, obschon vielversprechende Worte konnte er erhalten. Dies geschah indessen nur öffentlich. Zu Hause zeigte er sich vielmehr beleidiget, daß sich der Churfürst nicht dazu verstehen wollte, den Französischen Druck mit Geduld zu ertragen. Wie? sagte er zu seinen Ministern, der

m) *Theat. Europ.* Tom. XI. p. 574.

kleine Churfürst von der Pfalz will es wagen, sich dem Könige von Frankreich zu widersetzen? n). Um sich wenigst für das Künftige sicher zu stellen, wandte sich Karl Ludwig an die benachbarten Kreise, und da er von diesen nicht sogleich eine befriedigende Antwort erhielt, an den Kaiser, der ihm nicht nur Beystand an Truppen, sondern auch thätige Verwendung für seine Sache am Reichstage, und bey den Versammlungen der Kreise versprach. Dadurch ermuntert, verfiel er auf den Gedanken, dem Kaiser ein förmliches Bündniß anzutragen. Ehe aber solches geschah, oder vielleicht geschehen konnte, fand einer seiner Räthe oder Vertrauten Mittel, dem Französischen Hofe nicht nur von diesem Vorhaben, sondern auch von den Punkten, worauf die Verbindung beruhen sollte, Nachricht zu geben; er mag sie nun aus dem Munde des Churfürsten, oder durch Einsicht der Instruction, die für den zu diesem Geschäfte ausersehenen geheimen Secretär, Johann Fridrich Seiler, ausgefertiget worden, erfahren haben.

Das Wunderbarste dabey war, daß, ehe noch zu Wien die Unterhandlungen darüber angefangen worden, der noch zu Cölln anwesende Französische Gesandte Courtin sich gegen die Schweden äußerte: „der Churfürst von der Pfalz habe einen Traktat mit dem Kaiser geschlossen, worin er sich verpflichtet habe,

n) *Pufendorf* L. XII. §. 30. p. 899.

habe, mit Frankreich zu brechen, und wenn man es begehren würde, dasselbe anzugreifen o). In dem hernach zu Stande gebrachten Traktat versprach der Kaiser dem Churfürsten 2000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferd erfolgen zu lassen, sobald er es begehren werde. Dagegen machte sich letzterer anheischig, auf Verlangen der Kaiserlichen Generalität nicht nur diese ihm überlassene Völker, sondern auch seine eigene, so viel es ohne Abbruch der nöthigen Garnisonen geschehen könne, zur Kaiserlichen Armee stossen zu lassen. Dafür sollte er eine Summe von 50,000 Reichsthalern genießen. (Diese ihm wirklich zugesagte Summe forderte der Churfürst als eine von den Traktaten des Westphälischen Friedens und des Nürnbergischen Executionsrecesses zugesagte Schuldforderung.) Darneben sollte er die Stadt Germersheim dem Kaiser in die Hände liefern. (Nicht Germersheim, sondern Kaiserslautern bedung sich der Kaiser mit seinen eigenen Völkern besetzen zu dürfen). Der König, fuhr Courtin fort, habe daher den Marquis de Bethüne an den Churfürsten gesandt, um diesem Vorhaben zuvorzukommen, und ihm Genugthuung wegen des Vergangenen, und Sicherheit wegen des Künftigen anzubieten: würde dieses nichts fruchten, so sollte Bethüne den zween Generallieutenants Rochefort und Vaubrun es wissen lassen, ihre Ordre zu vollziehen,

o) *Theatr. Europ.* Tom. cit. p. 575.

nämlich Germersheim zu besetzen, ehe noch dieser Ort dem Kaiser überliefert seyn würde" p). Zuvorzukommen war eine der Lieblingsmaximen Ludwigs, und in seinem Sinne war es Schande, sich den Krieg eher erklären zu lassen, als selbst zu erklären. Diesmal hatte er aber gewiß Ursache, es sich gereuen zu lassen.

Bethüne erschien in der That am Anfange des Februars bey dem Churfürsten, stellte ihn wegen des Bündnisses zur Rede, und als derselbe auf sein Churfürstliches Ehrenwort versicherte, daß ihm nichts davon bekannt sey, erbot sich Bethüne, ihm eine Abschrift desselben in Lateinischer Sprache, ein offenbar unterschobenes Machwerk, vorzuzeigen. Da der Churfürst dessen ungeachtet fortfuhr, die Behauptung des Franzosen zu verneinen, wie er es auch wirklich damals konnte; säumte Bethüne nicht, den beyden Generalen die Weisung zu geben, sich zufolge der Königlichen Befehle von Germersheim Meister zu machen, welches um so leichter geschehen konnte, da das Schloß nur 30 Mann zur Besatzung hatte. Karl Ludwig, dadurch ungemein betroffen, beschwerte sich schriftlich bey den Generalen über diese gewaltsame Handlung; allein Vaubrun antwortete nicht, und Rochefort schrieb zurück: er hätte die Ehre, ein gebohrner Franzose, und des mächtigsten Königs auf dem ganzen Erdboden Diener zu seyn, dem

p) *Theatr. Europ.* Tom. XI. p. 575.

dem er allein Rechenschaft seines Thuns und Lassens zu geben habe q).

Vielleicht würde sich der Churfürst noch länger zurückgehalten haben, als offenbarer Feind der Krone Frankreich aufzutreten: hätten nicht die Franzosen von nun an durch Rauben, Morden und Brennen alle seine Geduld vollends ermüdet. Er schloß daher ein Bündniß mit dem Kaiser, dessen Punkte in der Hauptsache wirklich diejenigen waren, welche dem Könige von Frankreich verrätherischer Weise waren entdecket worden. Auch wandte er sich seit dieser Zeit zu wiederholtenmalen an den Churfürsten von Brandenburg um Hülfe, und ließ eine Vorstellung nach der andern zu Regensburg thun.

Da mittlerweile die Franzosen auch die Straßburger Brücke zernichtet, und sich der in Elsaß noch übrigen Reichsstädte Colmar und Schlettstadt, die ihre in dem Westphälischen Frieden ihnen zugesicherte Reichsunmittelbarkeit, ungeachtet vieler Beeinträchtigungen, wenigst dem Aeußern nach, bis daher behauptet, und an deren Erhaltung dem Reiche sowohl wegen seines Handels mit den Gegenden jenseits des Rheins, als auch wegen der allenfalls nöthigen Uebersetzung der Truppen außerordentlich viel gelegen war, bemächtiget hatten; da sie zugleich in dem Lüttichischen und Trierischen, und an

q) *Theatr. Europ.* loc. cit.

an mehreren Orten die nämlichen Unmenschlichkeiten, wie in der Pfalz, ausübten, und der Kaiser nicht nachließ, dringende Aufforderung an das Reich ergehen zu lassen: so erfolgte endlich am 31ten März 1674. das merkwürdige Reichsgutachten, worin sich sämmtliche Stände des Reiches verbindlich machten, dem Churfürsten von der Pfalz, und andern von fremder Gewalt bedrängten Ständen nach Inhalt der Reichs-Constitutionen, und des Westphälischen Friedens-Instruments von Reichswegen und dergestalt an die Hand zu gehen, und nachdrückliche Rettung zu verschaffen, damit derselbe des gewaltthätigen und feindseligen Ueberzugs wieder befreyet, und neben den übrigen Churfürsten und Ständen im friedlichen Stande erhalten werden möge, wobey insonderheit auch die einstmalige Feststellung des Puncti Securitatis, auch die wirkliche Aufbringung der Mannschaft in den Kreisen, wo es daran noch ermangelt, vornehmlich aber eine rechtschaffene einmüthige Zusammensetzung zwischen dem höchsten Oberhaupte und dessen Gliedern, für besonders erspriesslich und nothwendig gehalten worden r). Diesem Reichsgutachten folgte am 7ten April ein zweyter Schluß des Reichstages nach, daß man auch dem Churfürsten von Trier und anderen bedrängten Ständen mit unverlängter, rechtschaffener,

r) Pachners von Eggenstorf Sammlung der Reichsschlüsse, Th. I. S. 705.

ner, wirklicher Zusammensetzung, wie es die Rettung des allgemeinen Vaterlandes, der Westphälische Friede und die Reichssatzungen ohnedem erfordern, an die Hand gehen wolle, damit derselbe von aller dergleichen Bedrängniß fördersamst befreyet werde, und hinführo allerdings entübriget bleibe, wie auch wegen alles erlittenen Schadens geziemende Genugthuung erhalten möge s). Es ist merkwürdig, daß, so lange der Französische Minister Gravel sich auf dem Reichstage zu Regensburg befand, ungeachtet wiederholter dringender Bitten der bedrängten Reichsstände um Beystand, ungeachtet aller Kaiserlichen Commissionsdekrete es nie konnte dahin gebracht werden, daß etwas Ernstliches zum Besten der leidenden Stände gegen den König von Frankreich beschlossen wurde. Sobald aber durch die persönliche Entfernung dieses Ministers, welcher vom Kaiser unterm 19ten März 1674. die Weisung erhalten hatte, Regensburg in dreymal vier und zwanzig Stunden zu verlassen, auch sein mächtiger Einfluß auf die Reichsversammlung entfernt war, die gedachten Schlüsse ohne viele Schwierigkeit zu Stande kamen.

Von mehreren Orten her, und besonders aus Sachsen und Franken setzten sich Truppen nach und nach in Marsch; aber bey weitem nicht mit solchem Eifer, daß der gemeinen Sache, und dem gedrückten Chur-

s) Pachner loc. cit. S. 706.

Churfürsten von der Pfalz sonderlich geholfen ward. Der Kaiser drang zwar in mehreren Commissions-dekreten darauf, daß das Reich sich bereit halten, und seine Völker ohne Zeitverlust mit den Kaiserlichen vereinigen möchte. Aber es rückte der Monat Julius heran, und es war in Ansehung der zu diesem Kriege nöthigen Anstalten von Seite des Reiches noch nicht alles berichtiget. Indessen hatte Ludwig, der mit dreyen Armeen ins Feld gerückt war, die wichtigsten Fortschritte gethan. Außerdem, daß er mit einer Armee, an deren Spitze er selbst erschienen war, in wenigen Wochen ganz Burgund unter seine Bothmäßigkeit brachte, gieng der Prinz von Conde mit der andern auf die Holländer los, und mit der dritten brach Türenne in Deutschland ein. Auf diesen stieß am 6ten Junius die Kaiserliche Armee bey Sinsheim; dort kam es zwischen beyden zu einem ernsthaften Treffen, nach welchem die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten. Bald darauf rückte Türenne wieder im Pfälzischen ein, und erneuerte seine Grausamkeiten. Indem er hierauf den Kaiserlichen, welche sich gegen Straßburg hin gezogen hatten, auf den Fuß folgte, ließ sich Bournevílle mit ihm bey Holzheim in ein Treffen ein, welches weder zum Vortheile der einen, noch der andern Parthey entscheidend war. Hätte man die Ankunft des Churfürsten von Brandenburg, der eben mit 20,000 Mann auf dem Marsche war,

abge-

abgewartet: so hätte wahrscheinlich dieses Treffen eine ganz andere Wendung genommen. Da nun Turenne nach der Ankunft der Brandenburgischen Armee sich bis an die Gebürge von Lothringen zurückzog: so war auch in der Folge dieses Feldzuges wenig mehr ausgerichtet. Es gieng dieser Armee, wie jener in den Niederlanden, wo der Eigensinn des Generals Souches, welcher nicht unter dem Oberbefehle des Prinzen von Oranien stehen wollte, das Vorhaben, Oudenarde zu erobern, nebst mehr andern Planen vereitelte, und außer dem zwar blutigen, aber unentscheidenden Treffen bey Seneff nichts Merkwürdiges vorfiel. Die Armee, welche es mit Turenne zu thun hatte, war zahlreich, und würde, wenn der bey solchen Gelegenheiten unumgänglich nöthige Geist der Eintracht sie belebt hätte, große Unternehmungen ausgeführt haben. So wie sie aber aus mehreren, nicht allerdings in vollkommener Harmonie stehenden Theilen zusammengesetzt war, hinderte immer ein Feldherr die Entwürfe des andern. Entschloß sich der Kaiserliche General Bourneville zu irgend einem Schritte: so mißbilligte ihn der Churfürst von Brandenburg; that hingegen dieser letztere einen Vorschlag: so ward derselbe von dem Kaiserlichen Generale verworfen. Auf solche Art verstrich die beste Gelegenheit, den Turenne anzugreifen, ehe er sich durch eine beynahe unüberwindliche Verschanzung an den Gebürgen von

Lothringen

Lothringen sicherte, und weder Philippsburg ward förmlich belagert, wozu man anfänglich gerathen hatte, noch Breysach erobert. Nach einigen wenigen bedeutenden Gefechten und Eroberungen bezogen vielmehr die Truppen die Winterquartiere im Elsaß. Als aber Turenne sie ruhig in ihren Standörtern sitzen, und in eine falsche Hoffnung von Sicherheit eingewiegt sah: brach er unvermuthet, mitten im rauhen Winter aus seinen Schlupfwinkeln hervor, und drang auf sie ein. Da sich Bourneville sogleich nach Mühlhausen gezogen hatte, um den Brandenburgern und Lüneburgern, die sich in großer Eile bey Colmar gesammelt hatten, näher zu seyn, rückte Turenne mit unglaublicher Geschwindigkeit gegen diesen Ort vor, und griff sie an. Der Verlust der Deutschen in diesem Treffen war zwar viel geringer, als jener der Franzosen; auch in dem bald darauf erfolgten Treffen bey Colmar, wo sich die ganze Armee der Alliirten zusammen gezogen hatte, verlohren jene weit mehr Leute, als diese; dessen ungeachtet fanden sie, zum Theil auch wegen Mangels an Lebensmitteln, nöthig, Elsaß zu verlassen, und giengen wieder über den Rhein zurück in die Winterquartiere.

Ein ungleich ernsthafteres Aussehen bekam die Sache, als sich im folgenden Jahre 1675. aus diesem Kriege ein neuer entwickelte, indem der König von Schweden in das Gebiet des Churfürsten

von

von Brandenburg einfiel. Seit der Zeit, da Ludwig die Länder der deutschen Fürsten, die mit dem Französisch-Holländischen Kriege in gar keiner Verbindung standen, feindlich behandelt hatte, fürchtete die Französische Parthey mit Recht, der für die Erhaltung des Friedens in Deutschland so sehr besorgte Churfürst möchte gegen die Krone Frankreich neuerdings die Waffen um so gewisser ergreifen, da ihm der Friede zu Vossen ausdrücklich diese Freyheit auf den Fall ertheilet hatte, wenn Frankreich Feindseligkeiten gegen das deutsche Reich ausüben würde. Um dieses zu hindern, hatte ihm die Krone Schweden um eben diese Zeit angetragen, mit ihr gemeine Sache zu machen, und gleichsam eine dritte Parthey zu bilden, welche den Kaiser, wenn er je nicht selbst zum Frieden die Hände bieten wollte, durch die Gewalt der Waffen dazu zwingen sollte. Da Schweden zugleich in Allianz mit Frankreich stand: so schien dem Churfürsten gefährlich, sich auf dieselbe Art, wie man verlangte, mit diesem Königreiche einzulassen. Er lehnte daher das Bedenkliche, was dieser Vorschlag hatte, von sich ab; schloß aber doch, oder erneuerte vielmehr ein Defensivbündniß mit Schweden. Was man von Französischer und Schwedischer Seite befürchtet hatte, traf wirklich ein: der Churfürst verband sich bald darauf mit dem Kaiser, der Krone Spanien und den Generalstaaten zur Aufrechthaltung der

Friedens-

Friedensschlüsse von Münster, Cleve und Achen; und kaum hatte er sich in Marsch gesetzt, um sich gemeinschaftlich mit seinen Alliirten den Franzosen zu widersetzen, als der am Schwedischen Hofe befindliche Gesandte Feuquieres in einer öffentlichen Audienz am 17ten August im Namen seines Königs den König von Schweden ersuchte, demselben mit seinen Waffen schleunig gegen den Churfürsten von Brandenburg beyzustehen. Dieser habe durch seinen neuesten Schritt nicht nur den Westphälischen Frieden verletzt, sondern auch das erst neuerlich mit Schweden errichtete Bündniß gebrochen, und undankbar an dieser Krone gehandelt, welche ihm zu einem vortheilhaften Frieden verholfen hatte. Er habe Geld von Spanien und Holland genommen, den Holländern Truppen gegeben, und rücke nun an der Spitze einer Armee heran, um eine Parthey zu verstärken, welche offenbar genug bekennet, daß sie keinen Frieden wolle. Sein Herr erwarte einen Beystand von Schweden in doppelter Rücksicht: einmal in Ansehung der zwischen beyden Majestäten bestehenden Freundschaft, und dann in Kraft der Traktaten, zu deren Beobachtung jetzt der Fall eingetreten sey t). Feuquieres übte damals eine beynahe ununschränkte Herrschaft im Schwedischen Staats-

t) Proposition de Msr. l'Ambassadeur de France Msr. le Marquis de *Feuquieres* au Roy de Suede, bey Pachners Reichsschlüsse Th. I. S. 758. f.

Staatsrathe aus. Der Brandenburgische Minister Brand, dem der Churfürst den Auftrag gab, zu Stockholm die Nothwendigkeit des Schrittes, den er gethan hatte, vorzustellen, fand wenig Gehör. Ueberall hörte er von der um sich greifenden Macht des Kaisers, und von desselben zu weit aussehenden Planen sprechen, welche bey den Ständen nothwendig ein gerechtes Mißtrauen erzeugen mußten. Der Franzose arbeitete mit aller Austrengung seiner Kräfte dahin, daß Schwedische Truppen nach Deutschland übersetzen sollten, und noch nie hatte er so viel Geld ausgetheilt, als eben jetzt. Aus eines jeden Munde ertönten keine andere Reden, als solche, welche die Sache der Franzosen vertheidigten; keine Nachricht erhielt Beyfall, als welche diesen günstig war, und von widrigen Schicksalen des Kaisers, der Spanier und der Holländer handelte u).

Während daß der Französische Gesandte zu Stockholm die Schweden gegen den Churfürsten von Brandenburg aufzubringen bemüht war, suchte der Schwedische Gesandte, Eduard Ehrenstein, zu Haag ihn bey den Generalstaaten anzuschwärzen. In einem ihnen übergebenen Memoire rechnete er es ihnen sehr hoch an, daß sie sich mit ihm eingelassen; dadurch, sagte er, sey das Friedensgeschäft ins

u) *Pufendorf* l. c. §. 44. p. 919.

ins Stecken gerathen, und der Krieg habe neue Nahrung erhalten; auf die Reichsstände sey der Druck um so mehr gefallen, da der Sitz des Krieges und die Last der Standquartiere in ihre Länder übersetzt worden. Den König von Schweden habe man zugleich in die Nothwendigkeit versetzt, Truppen nach Deutschland abzuschicken, um seine Provinzen zu decken v).

Sonderbar war freylich diese Sprache aus dem Munde eines Mittlers, dessen Amt erfordert hätte, weder die eine, noch die andere Parthey zu vertheidigen, sondern blos eine beyderseitige Aussöhnung zu bewirken. Daß die Friedensunterhandlungen zu Cölln abgebrochen worden, konnte man wohl nicht den Alliirten allein zur Last legen; daß der Churfürst seine Truppen durch die Länder deutscher Reichsstände geführt hatte, daran war wohl Frankreich allein Schuld, welches zuvor die Länder deutscher Fürsten angegriffen hatte, und ein Schluß der Reichsversammlung hatte ausdrücklich verordnet, daß man dem Burgundischen Kreise zu Hülfe kommen sollte. Endlich machte der Umstand, daß sich der Churfürst mit den Holländern gegen die Franzosen vereinigte, dem Könige von Schweden gewiß nicht nöthig, zur Deckung seiner Länder eine Armee nach Deutschland zu schicken, besonders da jener seine Truppen gerade von der Schwedischen Nachbarschaft weg

v) *Pufendorf* §. 62. p. 941.

weg in weit von derselben entfernte Gegenden abführte. In der That konnten sich Männer von Einsicht kaum überzeugen, daß der Schwede die Gränze seines Mittleramts so sehr überschreiten, und die Provinzen, die er sich mit so vielem Ruhm erworben, durch einen Angriff auf den mit so mächtigen Bündnissen verschanzten Churfürsten der Gefahr Preis geben würde. Man glaubte vielmehr, derselbe suche ihn nur, dem Franzosen zu Gefallen, von der Kaiserlichen Parthey abzuziehen. Aber der Erfolg lehrte bald, daß man sich in dieser Meynung betrogen hatte. Schon am 22ten December 1674. rückten einige Schwedische Regimenter aus Bremen durch Mecklenburg in die Uckermark ein, ohne daß eine Kriegserklärung, oder nur irgend eine Anzeige der Ursache vorgegangen war. Am 27ten desselben Monats folgte die ganze Armee dahin nach. An die Reichsversammlung zu Regensburg schrieb der König: es sey bekannt, wie viele Bemühungen er angewandt habe, um einen guten und dauerhaften Frieden zwischen den streitenden Partheyen herzustellen; und obwohl dieselben durch fremde Schuld vereitelt worden, so bestrebe er sich dessen ungeachtet noch immer eifrig, diesen heilsamen Zweck zu erreichen. Da aber der Churfürst dadurch, daß er Auswärtigen Hülfe zugeschickt, die ausdrückliche Verordnung des Westphälischen Friedens außer dem Reiche niemand wider die Kronen Frankreich und

Schweden Beystand zu leisten, übertreten, und überdies dadurch, daß er mehr Truppen in das Feld gestellet, als wozu er von Reichs wegen verpflichtet war, die mit Schweden geschlossenen Verträge offenbar verletzt habe: so sehe er sich genöthiget, andere Maaßregeln zu ergreifen, und er hoffe, das deutsche Reich werde die Billigkeit seines Entschlusses einsehen x). Diesen Gründen setzte er noch verschiedene andere bey, wodurch er sein Unternehmen zu rechtfertigen suchte.

Es läßt sich leicht erachten, daß dieser unvermuthete Eintritt Schwedischer Truppen in ein fremdes Gebiet um so mehr Aufsehen erregt habe, da Friedrich Wilhelm bisher weder durch Thaten, noch durch Worte eine feindliche Gesinnung gegen diese Krone geäußert hatte. Den Schweden leuchtete das Auffallende dieses Schrittes selbst so sehr in die Augen, daß sie Bedenken trugen, sogleich weitere Feindseligkeiten gegen den Churfürsten auszuüben, und vielmehr das Bisherige durch die Versicherung zu beschönigen suchten, ihre Absicht sey nicht, den Ländern des Churfürsten feindlich zu begegnen, so lange derselbe sie nicht angreifen würde, und wofern er nur seine Truppen, womit er zu den Kaiserlichen gestossen, zurückrufen würde, so wollten sie ihn gleichfalls sogleich zufrieden stellen. Da sich leicht einsehen ließ, von welchem Werth diese Ver-

x) Pachner l. c. S. 795.

Versicherung sey, so säumte der Churfürst nicht, sich um Freunde zu bewerben, und die Holländer, den Kaiser, den König von Dänemark und mehr andere Fürsten um Beystand zu ersuchen, welches die Schweden nicht wenig in Verlegenheit setzte, besonders da der Holländische Gesandte Heemskerk dem Schwedischen bereits erkläret hatte: daß, wofern die Schweden den Churfürsten angriffen, seine Herren sich ihnen sogleich mit ihrer ganzen Macht widersetzen würden. Dazu kam noch, daß auch der Spanische Minister Monterey versicherte, die Spanier würden dem Churfürsten auf alle Fälle Hülfe leisten. Die Schweden ließen daher kein Mittel unversucht, die Generalstaaten von ihrem Entschlusse, dem Churfürsten beyzustehen, abwendig zu machen, und wünschten vermittelst fruchtbarer Unterhandlungen ihren Zweck zu erreichen, worauf aber diese antworteten: ehe nicht die Schwedischen Truppen vom Brandenburgischen Boden abgeführt worden, sey an eine Unterhandlung gar nicht zu denken. Zu gleicher Zeit suchten jene auch des Königs von Dänemark sich zu versichern, daß er sich nicht in diese Sache mische, und den Churfürsten nicht unterstütze. Der Französische Gesandte Terlon bot demselben 300,000 Reichsthaler an, die ihm zu Theil werden sollten, wenn er sich ruhig verhielte, und 800,000, wenn er den Churfürsten von Bran-

denburg mit Krieg überziehen würde y). Der Schwedische Gesandte Brahe brachte ein Defensivbündniß zwischen Dänemark und Schweden in Vorschlag, und legte sogar schon einen Entwurf desselben vor. Gegenwärtig schien es um so nöthiger, diesen König zu gewinnen, da man mit Recht befürchten konnte, die Erinnerung an das, was er erst vor Kurzem von den Schweden gelitten, möchte ihn verleiten, zur Befriedigung seiner Rachsucht mit dem Churfürsten von Brandenburg gemeine Sache zu machen. Der Erfolg lehrte auch, daß diese Furcht nicht ungegründet gewesen, wenn gleich der König fein genug war, seine wahre Gesinnung anfänglich zu verbergen.

Beynahe sechs Monate waren bereits verstrichen, daß die Schwedischen Truppen die Uckermark besetzt hielten, und niemand hatte seit dieser Zeit einen ernstlichen Schritt gethan, sie daraus zu vertreiben. Die Truppen des Churfürsten standen fern von seinen Ländern in ihren Standquartieren; mit den Holländern konnte derselbe eines Bündnisses halber wegen gewisser Bedenklichkeiten in Betreff des Handels nicht sogleich einig werden; der König von Dänemark zauderte; der Kaiser und die Spanier hatten am Rhein und in den Niederlanden alle Hände voll zu thun. Das Erstaunen der Schweden war daher nicht

y) *Wagner* loc. cit. p. 375. seq.

nicht geringe, als sie den Churfürsten mit einigen Schwadronen gegen alle Erwartung plötzlich vor ihren Augen sahen. Er hatte, nachdem er im May seine Truppen aus den Winterquartieren zusammengezogen, sich mit denselben in Marsch gesetzt, und kam am 11ten Junius in aller Stille in Mageburg an. Dort gönnte er dem ermüdeten Soldaten zween Tage lang eine Erholung, und damit der Feind von seiner Ankunft nichts erfahren möchte, ließ er indessen die Stadtthore schließen. Am zweyten Tage Abends um neun Uhr gieng die gesammte Reiterey nebst Dragonern und zehn Kanonen über die Elbebrücke; derselben folgte der Kern der Infanterie, 1000 Mann stark, auf 146 Wägen, wovon jeder zugleich mit einem Kahne beladen war. Als das Heer bey der Havel angelangt war, setzte es über, und überfiel am 15ten Junius die sorgenlosen Schweden zu Ratenau mit solcher Geschwindigkeit und Gewalt, daß ihnen kein anderes Mittel mehr übrig war, als sich entweder zu ergeben, oder zu sterben. Da einmal diese Gränzfestung in seinen Händen war, mußte das übrige Fußvolk in größter Eile von Magdeburg aufbrechen, um den Feind an seinen übrigen Posten anzugreifen. Der General Wrangel befand sich damals mit dem größern Theile der Armee bey Havelberg; der andere Theil stand bey Brandenburg. Friedrich Wilhelm rückte mit seiner

Armee zwischen beyden Heeren heran, und hinderte sie dadurch, sich miteinander zu vereinigen. Als die Schweden sahen, daß nur ein glückliches Treffen ihnen den Rückweg über die Havel öffnen könne, stellten sie sich bey Fehr-Bellin in Schlachtordnung. Es war schwer, in dieser Lage sie anzugreifen. Der Churfürst hatte noch keine Infanterie bey sich; die Reiterey war durch die bisherigen Märsche ermüdet; der Feind war noch unzertheilt, mit Reiterey und Fußvolk versehen, durch die lange genossene Ruhe gestärkt. Dennoch unternahm Friedrich Wilhelm, obwohl beynahe alle seine Feldherren es widerriethen, das Wagestück, sie anzugreifen. Was bisher beynahe noch unerhört war: die Reiterey allein erfocht über die ganze Schwedische Armee einen der glänzendsten Siege. Die Schweden, welche dem Schwerdte, oder der Gefangenschaft entgangen waren, zerstreuten sich in der Flucht in das Mecklenburgische. Diese außerordentliche Unternehmung ward überall gepriesen und bewundert, weil sie geglücket war.

Ohne Zweifel hätten nach diesem glücklichen Treffen in kurzer Zeit große Dinge unternommen werden können, wenn die Freunde des Churfürsten, die ihm ihren Beystand versprochen hatten, ihm mit mehr Eilfertigkeit zu Hülfe gekommen wären. Die Holländer hatten zwar am 15ten Junius den Schweden den Krieg angekündiget; eben dieses hatten

ten die Spanier an demselben Tage gethan. Erstere rüsteten auch bereits eine Flotte aus, welche in das Balthische Meer auslaufen sollte. Allein nach einem so glücklichen Anfange des Churfürsten von Brandenburg waren diese Anstalten wohl nicht hinlänglich, die Schweden rasch zu verfolgen, und in gehöriger Geschwindigkeit Eroberungen zu machen. Indeß scheint es doch, als hätten erst die vorläufigen Siege des Churfürsten die Wankenden ermuntert, sich ernstlich mit ihm zu vereinigen. Das deutsche Reich ersuchte bereits den Kaiser in einem Reichsgutachten vom 17ten Julius, nicht nur Inhibitorien und Avocatorien gegen Schweden ergehen zu lassen, sondern auch die beyden Sächsischen und den Westphälischen Kreis zur wirklichen Hülfleistung aufzufordern, worauf der Kaiser ungesäumt am 2ten August ein Schreiben an die Stände des Niedersächsischen Kreises ergehen ließ, und ihnen auftrug, ohne Verzug das reichsverfassungsmäßige Duplum an Mannschaft dem Churfürsten und jedem Bedrängten zur Hülfe zu stellen z). Da der König von Schweden auf solche Art als ein Reichsfeind erkläret worden: so mußte vermöge eines bald darauf ertheilten kaiserlichen Befehles auch seine Stimme bey der Reichsversammlung ruhen a). Nützlicher,

z) Pachner l. c. S. 838. und 851.

a) Pachner Th. II. S. 2.

cher, als alle dergleichen Schlüsse, welche dem Feinde wenig schadeten, weil sie nie ganz in Erfüllung kamen, war dem Churfürsten der thätige Beystand des Königs von Dänemark, welcher endlich doch als kriegführende Parthey öffentlich auftrat. Dem Plane zufolge, den man verabredet hatte, sollte vor allem Pommern, und zwar an dreyen Orten zugleich angegriffen werden. Dieser Entwurf wurde auch eben so gut ausgeführt, als er gemacht worden. Während daß der Churfürst auf der einen Seite Gützow, Spandau, Wollin, Wolgast, und einige andere Oerter in seine Hände bekam, eroberte der König von Dänemark Damgard, Rostock und Wismar.

Was dem Churfürsten von Brandenburg noch überdies einen großen Vorschub gab, war der Umstand, daß endlich auch der Bischof von Münster in ein förmliches Bündniß mit ihm getreten war. Da dieser unternehmende Fürst, dessen Lieblingsbeschäftigung ohnehin der Krieg zu seyn schien, sogleich die Waffen gegen die Schweden ergriff: so hatte jener das Vergnügen, zu sehen, daß seine Feinde beynahe zu gleicher Zeit, da er und die Dänen ihnen die eben genannten Oerter in Pommern abnahmen, durch die Tapferkeit der Truppen von Münster, und von den Herzogen von Lüneburg, die sich mit ihm vereiniget hatten, Bremen und alles herumliegende Gebiet bis auf Stade verlohren.

Da der Churfürst von Brandenburg alle seine Truppen von der Armee der Alliirten gegen die Schweden abführen mußte; so hatten zwar jetzt die Franzosen um einen Gegner weniger in den Niederlanden und am Rhein; dessen ungeachtet fanden sie nicht weniger Widerstand als zuvor, indem die Alliirten erst jetzt anfiengen, einen wahren Ernst zu zeigen. Der General Souches, dem man den schlechten Erfolg der Waffen in den Niederlanden im verflossenen Jahre zugeschrieben hatte, war bereits abgesetzt worden. Jetzt wurde auch Bourneville, dessen bisheriges Betragen in diesem Kriege zu vielen Klagen Anlaß gegeben hatte, von der Armee entfernet, und an seine Stelle trat Montecuculi. Bisher hatte die Eifersucht unter den so verschiedenen Heerführern sehr viel geschadet, indem sich ihre Meinungen und Entschlüsse oft sehr durchkreuzten, und mancher irgend eine vorgeschlagene Unternehmung entweder gar nicht, oder schläferig genug ausführte, weil sie nicht von seiner eigenen Erfindung herrührte, oder mit seiner Denkungsart und Neigung nicht übereinstimmte. Um diesen nachtheiligen Umstand zu entfernen, beschloß man, daß die Armee einer jeden Parthey durch ihren eigenen Feldherrn, und jede an einem andern Platze sollte angeführt werden. Die Kaiserlichen sollten am Rhein fechten, die Alliirten an der Mosel, und die Holländer und Spanier in Flandern.

Durch

Durch die Franzosen dazu genöthiget, fanden sich diesmal die Kaiserlichen ziemlich frühe im Felde ein. Jene waren mitten im Winter aus ihren Quartieren hervorgebrochen, und hatten den Rest der kaiserlichen Truppen, der sich noch im Elsaß befunden hatte, aus dieser Gegend verdrängt. Diese Ereigniß war um so mehr unangenehm, weil man diese Truppen im verflossenen Jahre eben darum im Elsaß zurückgelassen hatte, damit sie einem kaiserlichen Heere, welches im nächsten Frühjahre im Elsaß einrücken sollte, den Eintritt erleichterten. Zu diesem Verlust kam noch, daß Baubrunn, nachdem er auf die bemeldte Art Elsaß von den Feinden gereiniget hatte, in der Gegend von Philippsburg und im Breisgau durch Morden und Brennen alles fürchterlich verwüstete. Da man überdies Nachricht bekam, daß Turenne gesonnen sey, bey Straßburg über den Rhein zu gehen: so eilte Montecucculi, um ihm zuvorzukommen, und den Krieg ins Elsaß zu spielen. 18,000 Mann, welche zuvor in den Niederlanden gefochten hatten, wurden aus der Gegend von Jülich und Cölln zurückgerufen; die Uebrigen, welche in Schwaben und Franken zerstreuet waren, wurden bey Ulm gemustert. Bis aber alle zu einem solchen Unternehmen nöthigen Anstalten getroffen waren, hatte Turenne schon Straßburg erreicht, und über den Rhein gesetzt. Da dem

kaiserlichen Feldherrn ungemein viel daran lag, daß der Krieg in Elsaß geführt werden möchte, wo man den Franzosen am meisten wehe thun zu können hoffte, so machte derselbe einen Versuch nach dem andern, den Türenne irre zu führen, und auf irgend eine unerwartete Art nach Straßburg zu kommen. Allerdings war es für einen wichtigen Gewinn anzusehen, wenn er diesen Hauptplatz, als den Mittelpunkt des Krieges, in seine Hände bekäme. Aber Montecucculi mochte Marsche und Gegenmarsche so viele machen, als er wollte: Turenne gieng ihm immer an der Seite her, und jener konnte nie zu seinem Ziele gelangen, bis endlich jenen bey Sasbach, wo er Anstalt zu einem Treffen machte, eine Kanonenkugel vom Pferde stürzte, worauf die Franzosen, durch den Verlust eines so treflichen Anführers erschreckt, sich zurückzogen. Die Kaiserlichen griffen sie auf ihrem Rückzuge an, verursachten ihnen einen beträchtlichen Verlust, und zogen endlich ungehindert in Straßburg ein.

Als die Armee der Allirten, welche sich an der Mosel befand, Nachricht von dem Tode Türenne's, und von den glücklichen Vorschritten der Kaiserlichen erhalten hatte: fand sich auch bey derselben neuer Muth ein, und der Krieg ward dort beynahe mit mehr Lebhaftigkeit geführt, als im Elsaß. Eben ward der Feldherr Crequy, der die Französische Ar-

mee in dieser Gegend commandirte, im Begriffe, nach Elsaß aufzubrechen, und die dort stehenden Franzosen zu verstärken; als er vernahm, daß die Alliirten einen Versuch, Trier zu erobern, beschlossen hätten. Ohne Verzug änderte er daher seinen Vorsatz, und eilte dieser Gegend zu. Man fand es unumgänglich nöthig, ihn erst zu schlagen, ehe er Verstärkung an sich ziehen konnte, und der Wunsch gieng vollkommen in Erfüllung. Crequy, nachdem er eine beträchtliche Niederlage erlitten, warf sich in die Stadt Trier; mußte aber endlich, da die Alliirten derselben hart zusetzten, und die Garnison beynahe sich empörte, die Stadt und sich selbst den Feinden übergeben.

Vollständiges
Register.

A.

Atto, ein Castrat, wird von Mazarin an den Bayerischen Hof geschickt, p. 21.

B.

Bayern, Streitigkeit mit Churpfalz wegen des Vicariat, p. 1. u. f. der Churfürst wird zum Kaiser vorgeschlagen, p. 20.

Brandenburg, der Churfürst suchet den Krieg zwischen Frankreich und den Holländern abzuwenden, p. 151. tritt von der Allianz mit England und Oesterreich ab, p. 179. sein Bündniß mit dem Kaiser, p. 208. er wird von den Schweden angegriffen, p. 222. u. f. sein Bündniß mit Dänemark, p. 231.

Bündniß, des Westphälischen Kreises, p. 153. des Churfürsten von Brandenburg mit dem Kaiser, p. 208. des Churfürsten von der Pfalz, p. 214. 217. des Königs von Dänemark, p. 230.

Bund, Rheinischer, kömmt zu Stand, p. 48. u. f.

C.

Cölln, Friedenscongreß daselbst, p. 185. der Churfürst tritt von der Französischen Parthey ab, p. 202. sein Friede mit den Holländern, p. 205.

D. Däne-

D.

Dänemark, der König schließt ein Bündniß mit Brandenburg, p. 231. hilft demselben Pommern erobern, p. 234. wird von Schweden mit Krieg überzogen, p. 60. u. f. 68.

E.

England, der König tritt der Trippelallianz bey, p. 136. geht wieder davon ab, p. 140. u. f. schließt einen Traktat mit Frankreich, p. 142. erkläret den Holländern den Krieg, p. 168. tritt von der Französischen Parthey ab, p. 202.

F.

Ferdinand, Maria, Churfürst aus Bayern, wird zum Kaiser vorgeschlagen, p. 20.

Franzosen, übertriebene Behauptungen derselben, p. 123. sie erobern einen großen Theil der Spanischen Niederlande, p. 129. 133. ihre großen Fortschritte in den vereinigten Niederlanden, p. 170. sie nehmen Deutschland hart mit, p. 183. hetzen den König von Dänemark gegen den Churfürsten von Brandenburg auf, p. 229.

Friede, von Roschild, p. 63. u. f. zu Oliva, p. 78. zu Vispar, p. 112. zu Aachen, p. 134. zu Vossen, p. 181. Englands mit den Holländern, p. 203.

Friedenscongreß zu Cölln, p. 185. Hindernisse der Unterhandlungen, p. 186. u. f. er zerschlägt sich, p. 201. u. f.

Fürstenberg, Franz Egon von, will den Churfürsten in Bayern zur Annahme der Kaiserwürde bereden, p. 22.

Fürstenberg, Wilhelm von, wirbt dem Französischen Hofe Freunde in Deutschland, p. 128. u. f. sein Versuch bey dem Churfürsten von Brandenburg, p. 148. u. f. seine Gefangennehmung, p. 194.

G.

Gromont, Französischer Gesandter am Wahlkonvent, seine Kunstgriffe, die Churfürsten dem Haus Oesterreich abgeneigt zu machen, p. 11. Geht nach Bayern, p. 23. Suchet die Brandenburgischen Gesandten auf seine Seite zu ziehen, p. 34.

H.

Holländer, suchen den Streit zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln, p. 130. u. f. Schliessen die Trippelallianz, p. 136.

K.

Karl Gustav, König von Schweden, hohe Ideen desselben, p. 71. u. f. Sein Tod, p. 77.

Kongreß zu Cölln, p. 185.

Krieg, Schwedisch-Polnischer, p. 59. u. f. Zwischen Schweden und Dänemark, p. 60. 68. u. f. Der Türken in Siebenbürgen und Ungarn p. 62. u. f. 90. — 101. 108. — 112. Der Franzosen in den Spanischen Niederlanden, p. 129. 132. Derselben mit den Holländern, p. 182. In Deutschland, p. 183. 220. Der Schweden mit Brandenburg, p. 230.

L.

Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, schlägt die Kaiserkrone aus, p. 18. u. f.

Leopold, König von Ungarn, wird zum Kaiser gewählet, p. 46. Seine Kriege mit den Türken, p. 93. u. f.

Lionne, Französischer Gesandter, suchet die Churfürsten zu gewinnen, p. 11. 34. u. f.

L'Isola; Seine Schriften gegen die Französischen Anmassungen, p. 123.

Lothringen, der Herzog von, wird von den Franzosen aus seinem Lande vertrieben, p. 190.

Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich, suchet die Kaiserwürde dem Haus Oesterreich zu entziehen, p. 10. Will selbst Kaiser werden, p. 19. Macht Anspruch auf die Spanischen Niederlande, p. 117. Schlägt Friedensbedingnisse vor, p. 132. Hat Absichten auf Holland, p. 137. u. f. Suchet den König von Engelland zu gewinnen, p. 141. und den König von Schweden, p. 145. Ingleichen den Churfürsten von Brandenburg, p. 149. Erkläret den Holländern den Krieg, p. 168.

M.

Maynz, der Churfürst will den Frieden zwischen Frankreich und Spanien vermitteln, p. 15. Will den Erzherzog Leopold Wilhelm zum Kaiserthum befördern, p. 16. Will eine Freundschaft zwischen Frankreich und Oesterreich stiften, p. 119. u. f.

Münster, der Bischof hält es mit Frankreich p. 142. Friede zwischen ihm und den Holländern, p. 203. Er verbindet sich mit Brandenburg gegen Schweden, p. 234.

O.

Oesterreich hat viele Feinde, p. 6.

P.

Peneranda, Spanischer Bothschafter, will sich in keine Friedensnegationen einlassen, p. 31. u. f.

Pfalz, der Churfürst ist mit Bayern in Streitigkeit wegen des Vikariats, p. 1. u. f. Ist dem Haus Oesterreich abgeneigt, p. 12. Die Französischen

Gesandten versprechen ihm viel Geld, p. ibid. Die Pfalz wird von den Franzosen hart mitgenommen, p. 212. Bündniß des Churfürsten mit dem Kaiser, p. 214. 217.

Preußen, wird unabhängig, p. 65.

R.

Ragoczy, von den Türken verfolgt, p. 80. u. f. Er fängt Krieg an, p. 83. Sein Tod, p. 90.

Reich deutsches, stehet dem Kaiser im Türkenkriege bey, p. 110. Nimmt Theil an dem Kriege des Kaisers mit Frankreich, p. 218.

Reichsdeputation, ihre Bestimmung, p. 42. Eifersucht einiger Höfe gegen dieselbe, p. 56. u. f. Ihr Ende, p. 59. 102.

Reichsfürsten, Verein derselben, p. 108. Sie sind den Franzosen gewogen, p. 127. und 157. u. f. Viele nehmen andere Gesinnungen an. p. 157. u. f.

Reichstag, Anfang des beständigen, p. 102. 113. u. f. Reichsgutachten gegen Frankreich, p. 218.

S.

Schönborn, Joh. Philipp, Churfürst von Maynz, S. Maynz.

Schweden, der König von, suchet Leopolds Wahl zu hindern, p. 6. Warum? p. 7. 37. u. f. Klage des Königs gegen den König von Dänemark, p. 41. Er überzieht ihn mit Krieg, p. 60. u. f. 68. u. f. Tritt der Trippelallianz bey, p. 136. Schließet einen Tractat mit Frankreich, p. 147. Ist Vermittler zwischen Frankreich und den Holländern, p. 184. u. f. Greiffet den Churfürsten von Brandenburg an, p. 222. u. f. Hetzet den König von Dänemark gegen denselben auf, p. 228.

Siebenbürgen, Krieg daselbst mit den Türken, p. 80. u. f.

T.

Traktat zu Velau, p. 64. Zu Vossen, p. 181.

Treffen, bey Sinnsheim, p. 220. Bey Fehr-Bellin, p. 232. Bey Sasbach, p. 237.

Trippelallianz, p. 135. Der König von Engelland geht davon ab, p. 140.

Türken, Ihr Krieg mit dem Erzhaus Oesterreich, p. 108.

V.

Vikariatsstreit zwischen Bayern und der Pfalz, p. 1.

U.

Ungarn. Ihre Abneigung gegen die Deutschen, p. 101. Empörungen in diesem Königreiche, p. 162.

W.

Wahl des Kaisers Leopold, p. 46. Schwierigkeiten bey derselben, p. 6. 7. 8. 9. u. f.

Wahlkapitulation. Einfluß der Franzosen auf dieselbe, p. 36. u. f.

Staatliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Michael Ignaz Schmidts Kaiserl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiserl. Königl. Hausarchivs, und der Büchercensur Commission-Beysitzers
Neuere Geschichte der Deutschen
Bd.: Dreyzehnter Band

1798

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lb 17(13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420592-2
VD18 90035364